This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
285
.V76

Vilmar. Die Genieperiode.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

PT
285
V76

Die Genieperiode.

Von

A. F. C. Vilmar.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung.
1872.

Die Genieperiode.

Ein Vortrag

von

A. F. C. Vilmar.

Supplement zu des Verfaßers Literaturgeschichte.

Marburg und Leipzig.
N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.
1872.

PT
285
.V76

Munkler Bequest
2-12-31

Vorwort.

Der Vortrag, den ich hiermit aus Vilmars hinterlaßenen Papieren herausgebe, ist ähnlich wie die Vorlesung über Goethes Tasso*) im Winter 1845 in einem Kreiße von Freunden zu Marburg gehalten. Er macht daher auf literargeschichtliche Ausführlichkeit und Erschöpfung des Gegenstandes keinen Anspruch und war eben sowenig, als der eben genannte über Tasso, zur Veröffentlichung bestimmt. Daß ich es aber trotzdem wage, denselben nunmehr einem größeren Leserkreiße darzubieten, dazu veranlaßt mich die Ueberzeugung, daß die hier gegebene Darstellung des so bedeutungsvollen Abschnitts der Geschichte unserer poetischen National-Literatur durch die treffende, tief eindringende Charakteristik der einzelnen Richtungen, durch die Lebendigkeit und Frische der Schilderung doch immerhin einen sehr schätzbaren lehrreichen Beitrag zur Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts darbietet. Vilmars Vortrag verbreitet zugleich helles Licht über unsere großen Dichterpersönlichkeiten, über Schiller und Goethe, besonders über Goethe, der sich aus all diesem Sturm und Drang siegreich zu dichterischer Klarheit und Tiefe durchgerungen, läßt helle Streiflichter erglänzen nicht nur über Erscheinungen, die mit Goethe und der Genieperiode in nahem Zusammenhang stehen, sondern auch über weiter entfernt liegende Regionen; eröffnet uns den Einblick in die Seelenstimmung jener ganzen Zeit und zeigt uns ihre Schatten- und ihre Lichtseiten, — und das alles in einer Sprache, die selbst von den besten poetischen Lebenskräften genährt ist. Dabei begegnet uns überall eine feine psychologisch wahre

*) Ueber Goethes Tasso von A. F. C. Vilmar. Frankfurt a. M. Verlag von Heyder und Zimmer. 1869.

und zugleich eine so gerechte Würdigung der Personen und Richtungen (wie sie Vilmar dem wirklichen Werte gegenüber stets bewiesen hat, — nur gegen Phrasen und leere Rhetorik schwang er unerbittlich seine Geisel), daß er überall die Berechtigung derselben anerkennt, da wo sie durch den Gegensatz gegen einseitige oder verkehrte Bestrebungen hervorgerufen sind. Wenn die unvergleichliche Charakterisierung der Originalgenies in des Verfaßers Literaturgeschichte in wenigen aber kräftigen und lebensvollen Zügen uns das Gesamtbild jener Sturm- und Drangperiode vor Augen stellt, so sind in dem vorliegenden Vortrage zur Ergänzung und Begründung dieses Bildes die verschiedenen Richtungen der Genieperiode und deren Träger im Besondern geschildert und, soweit dieß überhaupt zuläßig ist, durch einzelne charakteristische Proben veranschaulicht.

Auch ist die Herausgabe des Vortrags vielleicht gerade jetzt ganz zeitgemäß. Denn wenn auch für den Augenblick die Gedanken vornehmlich noch von den jüngst vergangenen großen Kriegsereignissen und deren Folgen erfüllt sind, so könnte sich doch gar bald das Interesse wieder eben jener Zeit des Sturms und Drangs zuwenden, mit der unsere Zeit wenigstens das Gemeinsame hat, daß diese gleichfalls augenscheinlich eine Zeit der Gährung ist, so verschieden auch der innere Gehalt und das Ziel derselben sein mögen.

Hanau im Oktober 1871.

Viderit.

Die Zeit der deutſchen Literaturgeſchichte, welche man allgemein als die Genieperiode zu bezeichnen pflegt, gewährt mit ihren Erſcheinungen gegenwärtig ein doppeltes Intereſſe. Einmal befaßt ſie die erſte Dichtungsperiode unſerer größten Genien, Göthes und Schillers, mit in ſich, und gehört alſo weſentlich zu deren Bildungsgeſchichte und zur Geſchichte ihrer Dichtung und ihrer Wirkung auf die Nation; die Producte der übrigen Genies ſind die breite Grundlage, ſind gleichſam der fruchtbare Boden, aus welchem ſich die zu fröhlichem Aufkeimen, zu reicher Blätterfülle und glänzender duftender Blüte gediehenen edelſten Pflanzen unſres Dichtergartens entwickelt haben, während wir in ſehr vielen Producten der anderen Genies eben nur fruchtbares Erdreich, kaum Samenkörner, höchſtens Keime entdecken können; aber eine innere tiefe, ernſte, faſt möchte man ſagen geheimnisvolle Verwandtſchaft beſteht zwiſchen Göthe und Schiller auf der einen und den übrigen Genies auf der andern Seite gerade ſo, wie eine dunkle aber innige Verwandtſchaft zwiſchen dem Erdboden, deſſen eigentümlicher Natur und Miſchung und den Pflanzen beſtehet, welche aus demſelben hervorwachſen; — es iſt das Geſamtgefühl, die durch die Welt hingehende Stimmung, welche alle Dichter derſelben Zeit mit einander gemein haben, und aus welcher der eine wie der andere ſeine Stoffe, Anſchauungen, Richtungen und Formen empfängt. Uns Spätlebenden kommt es mitunter gar ſeltſam vor, wenn wir z. B. in dem Gleimſchen Briefwechſel den Verfaßer des Ardinghello, W. Heinſe, auf ganz gleiche Stufe mit Göthe geſtellt und ihn dieſem ganz gleich behandelt, von dem einen wie von dem andern die Aufſchließung einer neuen Dichterzukunft erwartet ſehen; während uns doch die Formloſigkeit, die Unbändigkeit und rohſinnliche Ueppigkeit Heinſes auf den erſten Blick abſtößt und die unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und Göthe in der grellſten Weiſe zeigt. Aber eine innere Verwandtſchaft iſt allerdings

zwiſchen Göthe und Heinſe, wie zwiſchen Göthe und Lenz und Klinger und dem Maler Müller, Unzer, v. d. Goltz, Mauvillon und wie die Perſonen des damaligen Dichterdramas weiter heißen, vorhanden.

Dieſe nun aufzufinden und zugleich die bei aller unleugbaren innern und innigen Geiſtesgenoßenſchaft ſchon früh vorhandenen Unterſchiede bloßzulegen, welche den einen und den andern zu einer durch und durch verſchiedenen, ja entgegenſetzten Zukunft hinführten; bei der oft vollkommenen Aehnlichkeit, ja Gleichheit der Stoffe ſich klar zu machen, wie der Eine in dieſem Stoffe verharrt hat, ſo zu ſagen darin ſitzen geblieben, zuletzt völlig von ihm überwältigt worden iſt, während der Andere bei aller Unförmlichkeit, Sinnlichkeit, Genußſucht, dennoch die künftige Meiſterſchaft über dieſen Stoff verrät, indem er ſchon früh anſtrebt, dieſen Stoff zu vergeiſtigen, zu beleben, poetiſch zu verklären und ſich in die Ferne zu rücken — alles dieß gewährt ein eigentümliches und zugleich höchſt belehrendes Vergnügen.

Aber es hat die nähere Betrachtung jener erſten gährenden Zeit unſerer zweiten klaſſiſchen Dichterperiode auch noch ein anderes, in unſere Gegenwart geradezu hineinreichendes Intereſſe. Bekanntlich haben es unſere jüngeren Dichter, die Gutzkow, Laube, Herwegh, Prutz u. a. höchſt übel genommen, daß man ſie, ſeitdem durch Immermann die Bezeichnung Epigonen in allgemeinen Umlauf gekommen iſt, mit dieſem Namen Epigonen bezeichnet hat, und manche unter ihnen, wie insbeſondere der letztgenannte Prutz, haben nicht Zornesworte genug, um dieſe Bezeichnung als eine tief kränkende, ja unverantwortlich ſchmähende, zurückzuweiſen. Nicht Epigonen, Nachfolger, ſchwächere Nachahmer einer weit größeren Vergangenheit wollen ſie ſein, ſondern Progonen, Vorfahren, Verkündiger einer neuen Zukunft, ganz in derſelben Weiſe, wie die Genies der ſiebziger Jahre auch Progonen der kommenden goldnen Zeit der Poeſie geweſen ſeien; ſie lieben es, ſich auf die Genieperiode zu berufen und ihre Producte mit denen jener Zeit zu vergleichen.

Ob es mit dieſer Behauptung ſeine Richtigkeit habe, das kann am nächſten aus der genauen Betrachtung eben jener Genieperiode und zwar gerade der unvollkommenen, zu keiner großen Entwicklung gediehenen Individualitäten jener Zeit ermittelt werden.

Offenbar lag jenen formloſen Genies bei all ihrer Formloſigkeit und theilweiſe ihrer Ungeheuerlichkeit, Verkehrtheit und Verſchrobenheit ein Zug wahrer Poeſie zu Grunde — eben der, den ſie mit den

erſten Genien, mit Göthe und Schiller theilten; — ein Zug wahrer Poeſie, der nur eben der Reinigung, der Maßgebung, der Vergeiſtigung und Verklärung bedurfte. Und nicht allein ein Zug wahrer, auch ein Zug neuer, damals noch nicht in die Wirklichkeit eingetretener Poeſie lag jenen Producten zum Grunde, ein Zug, den wir der Kürze wegen als den Sieg über die Reflexion bezeichnen können: die Gährung war in der That eine, wenn auch chaotiſche, dennoch ſchöpferiſche Gährung.

Es kommt alſo darauf an, durch jene Vergleichung der neuen Genies mit den alten zu ermitteln, ob ein ſolcher Zug echter, ob ein ſolcher Zug neuer ſchöpferiſcher Poeſie auch in jenen wie in dieſen vorhanden ſei, und daß wir nur ganz bei Göthes eben aus jener Geniezeit datierendem Ausſpruche bleiben: ob die Seele wirklich von einem Gegenſtande ganz erfüllt, ganz ohne Nebengedanken, Rückſichten und Abſichten ihm ſo hingegeben, ſo in ihn eingegoßen ſei, daß nur eine einzige Empfindung alles Denken und Fühlen des innern Menſchen beherſche.

Dabei mag denn immerhin eine gewiſſe kurzſichtige Beſchränktheit, herbe Einſeitigkeit, kindiſche Unbefangenheit, ja täppiſche Unbeholfenheit und Plumpheit vorhanden ſein — wenn nur eben wirkliche Unbefangenheit dabei iſt: nur kein Bewußtſein, Abſicht, Eitelkeit und Berechnung des Effects. Ob das Dichten Bedürfnis war und iſt, oder Reſultat der allgemeinen Bildung und Fertigkeit, wo nicht willkürlich geſetzter und verfolgter Zweck, oder am Ende vielleicht ſogar Mittel zu irgend einem fremden Zwecke — darauf wird es ankommen.

So ähnlich nun auch die Genies der ſiebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einander ſehen (in dem Grade ähnlich, daß man, weiß man den Verfaßer irgend eines vorliegenden Stückes nicht, nicht ſelten längere Zeit im Zweifel ſteht, welchem dieſer irrwiſchähnlichen Geiſter man daſſelbe zuſchreiben ſoll — wie denn auch in jener Zeit die beſten Kritiker in Zweifel und Irrtum über manche dieſer Stücke waren; ſo z. B. wurde eine Schrift des im Wahnſinn untergegangenen ſ. g. Gott Wezel längere Zeit und von den bedeutendſten Kritikern bald Göthe bald Herder zugeſchrieben) — ſo laßen ſich doch ſehr wol mehrere verſchiedene Richtungen erkennen, welchen dieſe Genies folgten und die nur in Einigen unter ihnen zuſammen vorkommen.

Es wird am bequemſten ſein, dieſe Richtungen zu verfolgen, wenn auch dabei der eine und der andere Dichter zu wiederholten Malen vorkommen muß.

Die älteſte dieſer Richtungen oder Stimmungen, wie man ſie nun nennen wolle, iſt die der Freundſchaft, der entzückten, überſchwenglichen Freundſchaft, welche geradezu aus dem Klopſtock-Gleim-Jacobiſchen Kreiße herübergekommen iſt.

Zunächſt iſt hier die männliche Freundſchaft gemeint, wiewol auch die Freundſchaft unter den verſchiedenen Geſchlechtern in dieſer Genieperiode und noch weiter hinaus ihre Vertreter findet; doch gehe ich lieber bei dieſer Schattierung der damaligen poetiſchen Trunkenheit vorüber, weil die Erinnerung an dieſelbe noch ganz friſch iſt und uns zu nahe liegt; — ihr Repräſentant iſt wieder das Univerſalgenie Göthe, denn ſie iſt am vollkommenſten dargeſtellt durch den vor wenig Jahren (1839) bekannt gewordenen Briefwechſel Göthes mit der Gräfin Auguſte zu Stolberg, welcher aus der Zeit des innigſten Liebesverhältniſſes des jungen Wolfgang zu ſeiner Lili ſtammt. Dagegen hat Göthe, charakteriſtiſch genug, die ſchwärmende, überſchwengliche ja bis zu wahrer Glut geſteigerte Männerfreundſchaft auch in den Zeiten, in welchen bei ihm der Moſt noch gohr, keineswegs mit Vorliebe kultiviert: faſt unter allen Genies der ſiebziger Jahre erſcheint er am wenigſten von dieſem Taumel angeſteckt.

Dagegen höre man folgende Stellen von Heinſe (aus ſeinem Ardinghello), welche außerdem geeignet ſind, den ungebundenen, durſtigen Naturgenuß zu veranſchaulichen, welcher gleichfalls zu der charakteriſtiſchen Phyſiognomie der damaligen Genies gehört, meiſtens in unmittelbarer Verbindung mit der Freundſchaftsraſerei ſteht und von Göthe in der Geſchichte ſeines Zuſammenlebens mit den Brüdern Stolberg auf die vortrefflichſte Weiſe geſchildert iſt:

Ardinghello I. S. 28: Hier ſprang er auf vor Freuden, ganz außer ſich, ſo daß die Gläſer vom Tiſche flogen und rief: „o glücklicher, ſeltener, wunderbarer Zufall! ſo jung und ſchön und voll Verſtand und Erfahrung! wir müſſen ewig Freunde ſein, und nichts ſoll uns trennen; du biſt der Liebling meiner Seele".

So fiel er mir um den Hals. Uns verging auf lange die Sprache, und wir waren zuſammengeſchmolzen durch Kuß und Blick und Umarmung.

Endlich nahm er wieder das Wort und ſagte: „hier iſt nichts als wir! und alles andre in der Welt ſteht uns nur da zum Dienſt".

Ich war ganz erſchüttert, durchbrannt von ſeinem Feuer, ſeiner Heftigkeit. Es wurde überhaupt wenig mehr geſprochen, außer unzuſammenhängende Reden im

lyriſchen Taumel, Accente der Natur. Wir glühten beyde von Wein und Leidenſchaft: er riß ſich los, ſchon ſpät in der Nacht mit den Worten: „Morgen ſind wir wieder beiſammen".

Ich legte mich zu Bette. Herz und Seele und alles in mir war wie ein Bienenſchwarm, ſo ſummſend, ſtechend heiß, und ungeduldig; ſchlummerte wenig Stunden und fuhr oft dazwiſchen auf.

Den andern Morgen kam er bey guter Zeit. Mich überlief bei ſeinem Anblick ein leichter Schauder vor ſeinem geſtrigen Ungeſtüm; aber er ſchien mir von neuem ſo liebenswürdig, daß ich hingeriſſen wurde, und dem unwiederſtehlichen Zuge nachfolgte.

Ich hatte noch keinen Menſchen gekannt, mit welchem ich ſo zuſammenſtimmte in der Art zu empfinden und zu handeln; nur war er reicher und ſtärker an Natur als ich, ſeine Seele voller, aber auch unbändiger, und ſeine Geburt warf ihn in andere Umſtände, unter andre Menſchen, in eine andre Laufbahn. Wer einen Freund ohne Fehler finden will, der mache ſich aus dieſer Welt heraus, oder gehe in ſich ſelbſt zurück, die Vollkommenheit erſcheint hienieden nur in Augenblicken, und dieſe allein ſind unſer Genuß. Ein großer Geiſt, ein edel Herz wiegt manches Laſter auf, wohinein uns die Schlechtigkeit bürgerlicher Verfaſſungen ſtürzt.

S. 62. Einigemal kam er Abends auf einem luſtigen Nachen mit Weinlaub und Epheu geſchmückt, der Zither am Arm im Dithyrambengeſang gleich einem jungen Bacchus wieder, oder in einem andern Aufzug: und es war immer ein allgemeiner Jubel; denn jedermann wollte ihm wohl. Er ließ ſich mit jedem ein und drang in deſſen Inneres; half ihm fort oder machte ihm das Leben froh und leichter. Er hatte eine von den ſeltenen gefühligen Stimmen, die das Herz anlocken; ihr Ton war feſt und voll; ſüß und gelind bey Liebe, und heftig eindringend wie ein Sturmwind in der Höhe bei widrigen Leidenſchaften. Er ſpielte zwar auch trefflich die Laute; aber die Zither zog er allen Inſtrumenten zur Begleitung vor. Er ſang wenig andrer Dichter Worte, ſondern eigne Poeſie, wie ſie ſeinem Weſen entquoll, meiſtens ohne Reime; oder dieſe wie ſie ſich ſchicken wollten. Es war bezaubernd, dem jungen Schwärmer zuzuhören, und wie in lächelnder Kühnheit das Feuer aus ihm wehte. Wie oft haben wir hernach in heitern Nächten uns in den See geſtürzt! denn er hatte mir das Schwimmen bald beygebracht; und in der unermeßlichen geſtirnten Natur frei herumgewallt wie die Götter!

Noch habe ich ihm eine größere Geſchicklichkeit im Fechten zu verdanken, worin er ein großer Meiſter war; wie er denn ſeinen Körper überhaupt äußerſt gewandt und ausgebildet hatte.

So flog himmliſch leicht unſer Leben dahin unter Spiel und Feſt und reizender Beſchäftigung.

S. 94. Es war ſchon gegen Mittag und der Dunſt vom Sonnenbrand auf den Gegenden benahm alle Ausſicht; unten ſchien der See zu kochen, und eine ungeheure Feuerpfanne von geſchmolzenem Silber; Eideren, Käfer, Mücken und unzählbare Inſekten hielten in der Gluth ein allgemeines Feſt, und die Grillen betäubten mit ihrem Gezirp wie ein Meerbrauſen die Ohren: wir machten uns alſo an unſere Quelle in die grüne kühle Nacht, wo die undurchdringlichen Eichen und Buchengewölbe und Felſen mächtiglich vor der Hitze Dampf beſchirmten.

Wir ſtärkten uns mit Speiſe; und der friſche Purpurſaft der Traube weckte

unbezwinglich die Freude wieder in jeder Nerve. Wie ein paar junge Götter lagen wir da im Schatten, und unsre Augen und Lippen lächelten vom vergangenen Kummer wie die Blumen des Frühlings vom süßen Abendthau. O Jugend, o glückseelige Jugend; ach warum verlässest du uns sobald!

Wir schwiegen und überließen uns der neuen Wonne; und plätscherten, denn wir hatten Rock und Strümpfe ausgezogen, mit den Händen und Füßen in dem klaren Wasser; das ungern in die Wärme hinaus rann um über Klippen zu schäumen. Jeder von uns ahndete so das Gefühl seiner Laufbahn. Nachdem wir lange in Genuß und Empfindung gelegen hatten, und mit den Wellen und Kieseln gespielt, und Kräutern und jungen Sproßen, brach ich zuerst das Stillschweigen, und fragte leise: und Cäcilia?

„Ach, Cäcilia, erwiedert er hastig, ist für mich verloren, ein schwarzer Unhold entführt sie mir. Seelige Augenblicke, wo an mir alles Irdische sich bei ihr zu Geist erhöhte, ich vor mir selbst verschwand in einem Meer untergetaucht von unsterblicher Reinheit und Klarheit! Die Arme dauert mich; aber da ist keine Rettung, wo ein Gott nicht hilft".

S. 136. An einem Abend beurlaubte er sich von meiner Mutter, die Thränen vergoß, und ihn an ihre Brust drückte; er wurde von ihr geliebt wie mein Zwillingsbruder. Sie gab ihm ihren reinsten Seegen, und bat zu Gott, daß er sie erhören möchte, da er nicht länger bleiben wollte; und sagte ihm zuletzt, daß sie sich oft nach seinem Umgang sehnen würde. Ihr machten wir weiß, daß er wieder in seine Heimath zöge.

Wir brachten die Nacht alsdann beysammen zu, so recht wie klare Quellen von Leben, wo alle Blicke durchgehen; ich wünsche mir nie eine größere Seligkeit. Aber ach! was ist der Mensch? ein Punkt, zerfetzt und zerrißen vom Schicksal auf allen Seiten, und unaufhaltbar fortgetragen in den wilden Fluthen der Dinge, wo er weder Anfang noch Ende sieht.

Gegen Morgen fuhr er auf, steckte die alte Handschrift von den Denkwürdigkeiten des Sokrates in die Tasche, die ich ihm fein und wohl geschrieben mit auf den Weg gab, und die griechischen und lyrischen Dichter von Heinrich Stephan; warf seine Zither über die Schulter, daß sie stürmisch erklang, drückte mich noch einmal an sein Herz, und küßte seine ganze Seele auf meine Lippen, und schoß von dannen. Ich erbebte wie von einem Todesschauer und sank wie ins Grab. O Elend und Jammer, hienieden ohne Freund zu seyn! und Stolz und Jubel und Kühnheit, wo zwei ihr Wesen verdoppeln!

Es wird uns an diesen Stellen, die sich sehr leicht, freilich in steigender Progression der Geschmacklosigkeit, theils aus Heinses, theils aus andern gleichzeitigen Schriften, z. B. denen des Göttinger Bundes, verzehnfachen ließen, vollkommen genügen; genügen vor allem um das Unwahre und Uebertriebene, zumal die poetische Unfruchtbarkeit dieser Richtung einzusehen: diese exaltierte Freundschaft ist ein Product völlig unentwickelter, durchaus unreifer Zustände, in welchen weder ein allgemeiner, großer, weltbewegender

Gedanke, noch auch ein kräftiger Entschluß für das Leben, aus einem starken Willen hervorgegangen, ja, in welchen noch nicht einmal eine reine und tiefe Frauenliebe zu ihrem Rechte gekommen ist; — wenn sie nicht gar das Product abgelebter, in die Erstarrung übergehender socialer Zustände ist, wie die Freundschaften der spätern griechischen Zeit.

Wir in unserer — freilich nur allzutrockenen, kalten und verständigen — Zeit fühlen, ohne daß es weiterer Auseinandersetzungen bedürfte, dieser exaltierten Freundschaft unter Männern leicht das beinahe Komische, wenigstens den, weder jugendlichen noch kindlichen, wol aber kindischen Zug an, welchen sie an sich trägt, und sind mit Recht weit mehr geneigt, schwärmende Mädchenfreundschaften als Staffage poetischer Stillleben gelten zu laßen, als solche excentrische Freundschaften halbtrunkener in Unselbständigkeit aufgelöster Männerseelen; — der Mann hat dem Manne gegenüber zunächst seine Selbständigkeit zu behaupten, oder er wird zum Knaben und zum Weibe. Schwerlich dürfte darum auch das neuste poetische Beispiel einer solchen Männerfreundschaft, welches uns Herr von Sternberg in seinem „Jena und Leipzig" gegeben hat, auf große Theilnahme rechnen dürfen, so geschickt auch die Anlage dieser Schilderung zu nennen ist.

Dennoch aber würde es gegen die Gerechtigkeit verstoßen, wollten wir nicht auch in dieser, gewis unklaren, oft kindischen, noch gewissermaßen poetisch durchaus unfruchtbaren Freundschaftsgenialität das anerkennen, was für jene Zeit derselben eine gewisse Berechtigung, ja einen gewissen Wert verschafft — ja was ihr selbst der heutigen Welt und der heutigen Lebensanschauung gegenüber wenigstens einige Nachsicht zuwenden dürfte.

Nach einer langen, weit mehr als hundertjährigen Periode des todten Formenlebens und der trockenen und todten, conventionellen Formelpoesie zeugte diese übergährende Freundschaft zuerst wieder von einem hocherregten, aufgeschloßenen Gemüte: es war gleichsam aus dem Greisenalter der Perrücken und der eisgrauen politischen Faltengesichter mit einem herzhaften Satze zurück in die noch jenseits der Jugend liegende Kindheit gesprungen; es zeugte diese Freundschaft, sie mochte sich so toll anstellen, wie sie wollte, wenigstens davon, daß die Gemüter der Generation wieder fähig geworden waren, an einer Person als solcher persönliches, leiblich-geistiges Wol-

gefallen zu finden, während das Wolgefallen bis dahin nur den Sachen, den Formen, in der Poesie geradezu nur den Redensarten gegolten hatte. Und das Anschließen an Personen, das Erfaßen von Personen, die Freude am Individuum, und daß ich mich so ausdrücke, die Freude an Fleisch und Blut ists ja doch eben, ists einzig und allein, wodurch Poesie erzeugt wird.

Es könnte die Zeit wol wiederkehren, in welcher wir unsern jüngern Generationen einen solchen Rücksprung in die, wenn auch recht kindische, Kindheit wünschen möchten, denn ohne Frage sind die Grundlagen, welche jetzt, und wie es scheint in stets steigendem Maße, dem socialen Leben unterbreitet werden, der Poesie weit ungünstiger, weit unergiebiger und unfruchtbarer, als jene excentrische Freundschaft. Allgemeine Gedanken treten an die Stelle der persönlichen, leiblich gebundenen aber auch leiblich starken und tiefen Anschauung, große Associationen an die Stelle der individuell beschränkten aber auch individuell energischen Thatkraft, das Anschließen an das unbestimmbare, formlose Ganze an die Stelle des innigen Festhaltens an einem einzigen Wesen, — mit einem Worte, die Allgemeinheit, die Vielheit und die Oeffentlichkeit zerstört das tiefe Geheimnis der Person, und ohne das Geheimnis, daß alles rechte Wirken und alle rechte Liebe doch nur von Personen ausgehen und doch nur concreten Personen gelten könne, wird alle Poesie in der Wurzel zu nichte.

Eine andere Richtung und zwar eine, welcher nur zu Viele mit allen ihren geistigen, leider oft auch leiblichen Kräften sich zuwandten, ist die Wielandische, wie wir sie nach ihrem Ursprung bezeichnen können, die Richtung auf den ungezähmten Sinnengenuß, auf die Niederreißung aller Schranken der Zucht und Scham, auf die Losbindung aller Begierden und auf das Schwelgen in ganz unverhüllter, nackter, schamloser Lust.

Es ist dieß, wenn auch auf der einen Seite ein Nachspiel der französischen Cultur und sogenannten Philosophie, doch auf der andern Seite auch ein entschiedenes Vorspiel der Emancipation des Fleisches, welche wir in unsern Tagen haben predigen hören und vielleicht noch weit lauter werden predigen hören, als es bis dahin geschehen ist.

So schamlos und widrig — zuletzt auch so niedrig — nun auch

jene Geniegenoßenſchaft Wielandiſcher Sprößlinge ſich geberdetete, (ſo wie es unſre Fleiſches-Emancipatoren bis daher allerdings nicht gethan haben) ſo muß doch vor allem eingeſtanden werden, daß ſie, was ſie thaten, dachten und dichteten, doch immer mit einer gewiſſen Naivetät dachten und dichteten: es war eben kein Syſtem darin, es lagen keine Abſichten, wenigſtens keine mit vollem Bewuſtſein erfaßte und mit kühlverſtändiger Auswahl der Mittel verfolgte Abſichten, hinter den wilden Ergüßen einer oft wilden, rohen, brutalen Leidenſchaftlichkeit verborgen: es fehlte ihnen darum das Dämoniſche, Diaboliſche, was in den Emancipatoren unſerer Tage gerade in den Vordergrund tritt.

Daß unſre beßern, ja unſre beſten Dichter reichlichen Anteil an dieſer betäubenden Sinnlichkeitspoeſie genommen, iſt bekannt; es genügt in dieſem Augenblick, außer der Hinweiſung auf Schillers Amalia (in der erſten Recenſion) die Hinweiſung auf Bürger, deſſen Maßloſigkeit gerade in dieſem Punkte ihn um den vollen Ruhm eines wahren großen Dichters gebracht hat: er konnte es nicht laßen, ſelbſt in den reinſten Gemälden, wie z. B. ſeinem „Dörfchen", unreine Elemente beizumiſchen, welche ganz in die Kategorie gehören, von welcher wir eben reden; und hiermit vernichtete er recht mutwillig die ganze Wirkung ſeiner Poeſieen.

Als Hauptrepräſentant dieſer Richtung gilt jedoch, und im Ganzen mit Recht, Heinſe, mit ſeinen früheren Ueberſetzungen und Nachbildungen, vor allem aber mit ſeinem Ardinghello, welcher in unbegreiflicher Verblendung die Niederreißung aller Schranken von Zucht und Sitte als das einzige Mittel, die einzige Bedingung anpreiſt, um zu der reinen Kunſtform des Altertums, der Griechen zurückzukehren — freilich verſtand Heinſe von dem Kunſtleben der Griechen ſo viel wie gar nichts und er iſt auch hierin ein treffendes Vorbild unſerer Modernen, welche am lauteſten und trotzigſten gerade von den Dingen zu reden, vielmehr zu rufen und zu ſchreien pflegen, von denen ſie nur von Hörenſagen etwas wißen. Mit welchem Wolbehagen ſich Heinſe in dieſem Buche in der glühendſten Sinnlichkeit herumwälzt, iſt kaum zu beſchreiben; eine Mitteilung aus demſelben, welche dieſe Richtung, die Haupttendenz des Buches, charakteriſierte, wird mir ohne Zweifel erlaßen.

Und doch iſt bei Heinſe immer noch ein, wenn gleich ſchwacher und verdunkelter Gedanke vorhanden, daß dieſe gemeine rohe Sinnlichkeit

nicht an und für sich, sondern um eines höheren Zieles willen für berechtigt gehalten werden müße, daß doch noch eine Weihe, eine, wenn auch noch so misverstandene Verklärung und Heiligung auf die losgebundenen Sinnengenüße folgen müße: will er doch, wie oben gesagt, durch dieselben die reine griechische Kunstform wieder zurückführen; so unsinnig dieß auch ist, es ist doch etwas; ja es ist in letzter Instanz eben der Gedanke, welcher als ein schöpferischer unserer ganzen zweiten klassischen Literaturperiode zum Grunde liegt; allerdings wollten, mußten wir durch Rückkehr zu der Natur — freilich nicht zu der verzerrten Natur Heinses — zu der griechischen Kunstform zurückkehren und sind wirklich auf diesem Wege dahin zurückgekehrt.

Es gab aber auch nicht Wenige, welche auch nicht einmal einen solchen Gedanken zu faßen im Stande waren oder den Willen hatten. Der schrankenloseste unter diesen, dem es ganz ernstlich um gar keine poetische Versöhnung und Verklärung seiner wilden, bis zu der tiefsten, brutalsten Niedrigkeit herabsinkenden Leidenschaftlichkeit zu thun war, welcher vielmehr eben bloß die nackte, schändliche Lust ganz absichtlich und ungescheut in seinen nicht unglücklich versificierten Gedichten bloßlegte, war der Freiherr Dr. Wilhelm von der Goltz. Als eine Probe dieser Raserei, die einzige lesbare in seinen, lange Zeit dem Dichter Scheffner in Königsberg zugeschriebenen Gedichten, — eine schwache Ahnung dessen, was sonst noch in diesen lange Zeit gern gelesenen und oft unter zwei verschiedenen Titeln neu aufgelegten Poesien vorkommt, ließe sich wol das Gedicht an Betty (Musen-Almanach 1776. S. 243) anführen.

Daß auch Göthe Elemente dieser Richtung in sich trug, ist durch die ganze Reihe seiner Poesieen zu verfolgen, und durch seine ältesten Gedichte (z. B. wahrer Genuß — ein Lied, welches er beharrlich aus den Sammlungen seiner Werke ausgeschloßen, — die schöne Nacht, Brautnacht, Unbeständigkeit oder Wechsel) wie durch W. Meister und die römischen Elegieen bis herab auf seine Wahlverwandtschaften hinreichend dokumentiert. Wenn aber irgendwo die Herschaft des maßbewusten und formgewaltigen Geistes sich glänzend bewährt, so ist es gerade auf diesem Gebiete der Geniepoesie.

Schon in den frühesten Versuchen zeigt sich bei Göthe das entschiedene Streben, den wilden Strom der sinnlichen Leidenschaft durch starke Dämme edlerer Stoffe und besonders durch die festen Ufer reiner

Formen einzuſchränken und in ebenem Laufe, in geordnetem Bette zu erhalten. Schon die unbeholfene, beinahe noch kindiſche Weiſe, in welchem er in dem (nicht wol lesbaren) Gedichte: „wahrer Genuß“ dieß auf ſtofflichem Wege verſucht, beurkundet den Geiſt höhern Ranges; in weit höherm Grade bezeugen dieß ſeine bekannten mit dem „wahren Genuß“ gleich alten Gedichte, welche ich vorher nannte: in dieſen iſt es bereits die reine Form, welche den wilden Leidenſchaften nicht allein Gebiß und Zügel anlegt, ſondern ſie zu einem wirklichen, wirkſamen poetiſchen Stoffe verklärt. Wie iſt in dem, noch aus dem Jahre 1769 ſtammenden Hochzeitliede das wild Sinnliche gleich vom Anfang an in die poetiſche Form, oder dießmal richtiger in ein poetiſches Verſteck gelegt. Wie hat der Dichter in den Gedichten „die ſchöne Nacht“ und „Unbeſtändigkeit“ (gleichfalls von 1769) das Ungebändigte der wilden Sinnenluſt durch Hereinziehen des ſtillen reinen Naturlebens in das bewegte Sinnenleben des Menſchen gezähmt, gemildert, beruhigt und gereinigt. Namentlich muß dieß bei „Unbeſtändigkeit“ („Wechſel“) in Anſchlag kommen:

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweite, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt Du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil Dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O, ruf ſie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

Es iſt dieſes Gedicht einer der voranglänzenden Belege für die ſiegende Gewalt des wahren Dichters über den rohen Stoff (welcher in der ältern Form weit greller hervortritt, als bei der ſpätern Faßung); das Unſtete, Bewegliche, Schaukelnde, Lüſterne der Welle iſt das Subſtrat, auf welchem er ſeine Empfindung wachſen und blühen läßt: darum aber iſt auch das Reine, Klare, Durchſichtige, — das Unbewuſte, das Unſchuldige — man kann hinzuſetzen das Kühle der Welle das, was der Dichter und was der Leſer mithinüber nimmt in die Schilderung der menſchlichen Empfindung: ſie wird in dem Wellenbilde ſelbſt klar

und kühl, durchsichtig und rein; — wie denn Göthe bekanntlich in der Symbolisierung des menschlichen Lebens durch das Element des Waßers, der beweglichen Welle ganz besonders glücklich gewesen ist; ich darf hier, als an schlagende Parallelen zu unserm Stücke, nur an den Fischer und an „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Waßer" erinnern.

Und nun halte man einmal unsre modernen Poesieen von ungefähr gleicher Richtung neben die, von denen wir da reden: halten wir einmal Heines Poesieen daneben!

Nicht nur, daß von Götheſcher Abkühlung und Verklärung auch nicht ein einziger Zug vorhanden ist — es ist nicht einmal dieser allerdings niedrige, aber doch naturnotwendige, blinde, sinnliche Drang darin, welcher die Gedichte des v. d. Goltz und Anderer seiner Zeit charakterisiert; es ist eine Poesie der Ueppigkeit, welche die Augen überall offen hat, und recht wol weiß, was sie thut; eine Poesie der Lüderlichkeit, voll sybaritischen Kitzels und scheußlicher Weiberverachtung. Und das soll eine Poesie, das sollen Poeten der Zukunft sein? Progonen einer kommenden glänzenden Zeit, glänzender, als wir sie erlebt haben?

Aeußerst reichlich vertreten ist in jener Periode ferner die, wieder mehr aus Klopstockischen Einflüßen zu erklärende Richtung der trunkenen schmelzenden Liebeszärtlichkeit, das selige Schwärmen der mehr psychischen Liebe. Sie steht in der Mitte zwischen der mehr plastischen Liebesschwärmerei und Empfindsamkeit des Werther und der weit weniger dichterischen Sentimentalität des Sigwart; im Werther ist sie zu gediegenen poetischen Formen gelangt, im Sigwart aus dem Gebiete der Poesie herausgerißen und in das wirkliche Leben übergeführt.

An sich ist sie formlos, in lichten Wolkengestalten gleichsam und in unfaßbaren Nebelphantomen vor uns vorüberschwebend, unbefriedigend und nicht von Dauer, geschweige denn von dauerndem Werte; was aber vorher bei einer andern Gelegenheit von der Freundschaft geltend gemacht werden mußte, gilt hier noch mehr: bei aller Unreife und allem Mangel an Inhalt waren jene Gefühle, war jene schmelzende Zärtlichkeitspoesie wahr, weit, ja unvergleichbar viel wahrer als die Freundschaftspoesie; sie ist der Ausdruck der eben erst erwachenden jugendlichen, aus unklarem Weh und Wol in gleichem Verhältnisse gemischten Jugendliebe, also ein wesentliches Ingredienz jeder, vor allem der deutschen Dichtung und in inniger Verwandtschaft mit der

alten Minneſängerpoeſie ſtehend, nur daß dieſe letztere nicht die Unreife und Formloſigkeit mit ihr theilt; die Minneſängerpoeſie iſt die erſte Jünglingsliebe oder wenn man lieber will, die Mädchenliebe: unſere überſchwengliche Zärtlichkeitsdichtung geht aus einer beinahe noch kindiſchen Liebe hervor.

Manche Klopſtockiſche Poeſieen würden hierher gehören, lägen ſie nicht jenſeits unſres Planes; geradezu aber hierher zu ziehen ſind die meiſten Höltyſchen Liebesgedichte, namentlich ſeine einſt berühmten Traumbilder, und das gleich berühmte Lied „Welch ein Himmel! Juliane wallet durch den überreiften Lindengang". — Unter den großen Scharen dieſer Poeſieen, die unglaublich viel Flaches, Mattes, Nebelndes und Schwebelndes enthalten, und höchſtens im Einzelnen auf einen Augenblick feßeln, in größeren Maſſen durchleſen Langeweile und Ueberdruß bis zum Ekel erzeugen, wähle ich nur eins, vielleicht das Beſte dieſer Art aus der ganzen Genieperiode; es iſt des Malers Müller Gedicht: Amor und ſeine Taube:

Amor und ſeine Taube.

Mit Amorn fliegt
Ein Täubchen dort
Vom weichen Schooß Cytherens.
Allein iſt ſie
Des Knaben Luſt
Und traulichſte Geſpielin.
Noch ſitzen ſie
Am Roſenſtrauch
Und ſchwätzen mit einander.

Taube.

Sag', liebeſt du
Dein Täubchen noch,
Mein goldig krauſer Amor?
Und wenn es einſt
Erblaſſen muß,
Wirſt du's auch nicht vergeſſen,
Dein Täubchen? Mich,
Die ich ſo treu,
So zärtlich treu dich liebe,
Dieß ſchneidet mir,
Denk ich daran,
In's Herzchen tiefe Wunden.

Amor.

Schweig', Schwätzerin!
Wie könnt' ich doch,
Du Liebe, dein vergeſſen!
Der Zärtlichſten,
Der Freundlichſten
Von allen meinen Tauben!
Komm, hüpfe ſchön
Auf meine Bruſt,
Komm, wölb' die ſeidnen Flügel
Und ſchnäble mich!
Zehn Küßchen! Ich
Geb' treu ſie dir zurücke.

Taube.

Geh, küſſe nicht,
Du liebſt mich nicht,
Du Kleiner haſt gelogen!
Ich liebe dich,
Ich, Amor, ich
Bin dir nur treu gewogen.
Ach gerne trag'
Ich deinen Pfeil
Und deinen Silberbogen!

Doch einſt wirſt du
Vergeſſen mich,
Vergeſſen mich im Grabe.
O Kleiner, geh,
Kein Küßchen mehr!
Laß, laß mich lieber weinen.

Amor.

Ha Loſe du,
Verſteckeſt du
Den Schnabel in den Flügel!
Gleich küſſe mich.
Ich ſchlage dich,
Ich binde dir die Flügel.
Willt Amorn nur
Betrüben du,
Als liebt' er dich nicht immer?
Kennſt gar zu wohl
Mein treues Herz,
Du loſe kleine Taube!

Taube.

O ſchlage nicht
Mich Jammernde,
Mein goldig krauſer Amor!
Ey liebes Kind!
Mich peinigt's ſo
Im Wachen und im Schlummer.
Kein Blümchen ſinkt,
Ich denk' daran,
Kein Tröpflein von der Lilje.
So ſink' ich einſt,
So fall' ich einſt,
So lieg' ich einſt vergeſſen.
Du ſchwingſt dich hin
In alle Welt
Bis zu dem Götterſaale,
Fliegſt fern und fern
Von Stern zu Stern,
Und ich lieg' tief im Thale.
Denkſt nimmermehr
An mich, indeß
Mein armes Herzchen modert,
Dieß Herzchen treu,
Das dich nur faßt,
Dieß Herzchen, lieber Amor,
Vergeſſen ach!
Von dir ach! ach!
Du allerſchönſter Knabe.

Amor.

Halt, Liebchen, ein,
Halt, Schätzchen, ein
Mit dieſen Trauer-Klagen!
Halt, Täubchen, ein,
Mein Herz zerſchmilzt,
Ich kann's ja nicht ertragen.
Glaub's, nimmermehr
Und nimmermehr
Kann deiner ich vergeſſen,
Nicht Sonn' und Mond,
Nicht Jahr und Tag
Soll mir dein Bild verlöſchen!
Und ſollteſt du
Ach! ſollteſt du
Erblaſſen einſt, du Liebe!
Dann weint' ich laut,
Dann ſchluchzt' ich bang,
Dann wollt ich nicht mehr leben!
Im Myrthenhayn,
Wo Venus ſchläft,
Bey roth- und weißen Roſen
Begraben dich
Gar ſanfteglich,
Ein Grabmahl dir erbauen,
Und Morgens dann
Und Abends dann
Bey deiner Urne weinen,
Und Veilchen ſüß
Und Liljen zart
Auf deinen Leichnam ſtreuen
Zur Ehre dir,
Der Zärtlichſten
Und Treuſten aller Tauben.

Taube.

Du liebes Kind!
O liebſter Schatz,
Den ich einſt muß verlaſſen!
Ach! könnt' ich doch
Im Grabe noch
Dein holdes Antlitz ſchauen!
Ein' Andre trägt
Die Pfeile einſt,

Mit Andern wirſt du ſpielen.
Dieß Mündlein ſüß,
Die Wange zart,
Wird eine Andre küſſen,
Wird ſitzen hier
Auf deiner Bruſt,
Wo ich ſo gerne ſchlummre;
Schlägt freundlich dir
Die Flügel auf,
Scherzt auch mit deiner Locke,
Fliegt neben dir,
Wie ich gethan,
Küßt ſtreichelnd dich — ach wehe!
Verzweifeln muß,
Ach denk' ich dran,
Ja, ja, ich muß verzweifeln.

Amor.

Auf dieſer Welt
Kein Täubchen mehr,
Biſt du für mich verlohren!
Auf dieſer Welt
Kein Schätzchen mehr,
Das ſchwör' ich bei den Sternen!
Solch' Treue gibt's
Auf Erden nicht,
Im Himmel nicht, als deine.
Solch Herzchen gibt's
Auf Erden nicht,
Im Himmel nicht, als deines.
Schön faſſ' ich's auf
In rothes Gold,
In köſtlich Gold und Perlen,
Und trag' es ſtets
Auf dieſer Bruſt,
Wo du ſo gerne ſchlummerſt,
Damit ich, wo
Ich ſchweb' und bin,
Mög' alle Zeit gedenken
An dich, an dich,
Die Zärtlichſte
Und Treuſte aller Tauben!

So ſchwuren ſie,
Und Amor drückt
Sein Täubchen ſanft und ſtreichelt's.
Da girret's froh,
Da ſinket ihm
Das Thränlein aus dem Auge.
Entzücket hüpft's
Auf Amors Bruſt
Und flügelt um den Knaben.
Noch ſteigen ſie
In blauer Luft,
Es ſieht ſie Venus fliegen,
Erweicht wird ſie
Süß nicket ſie
Unſterblichkeit dem Täubchen.

Daß Goethe dieſer Stimmung im Werther ſeinen Tribut entrichtet habe, mußte ich vorher ſchon berühren; damit hatte aber Goethe auch alles abgethan und ausgeſtoßen, was an dieſe formloſe, kindiſche Liebesſchwärmerei erinnert: fortan iſt ſeine Liebespoeſie die der geſunden, dichteriſch verklärten Wirklichkeit, in feſter, abgerundeter Form; gleichſam lauter farbenreiche Gemälde und plaſtiſch vollendete Statuen; nur ein einzigesmal und zwar noch ganz ſpät, hat ihn einmal in unglücklicher Stunde eine Anwandlung der Art beſchlichen: in dem Schluße der Wahlverwandtſchaften, in welchem ſich das ſchöne, feſte, gleichſam aus Erz gegoßene Kunſtwerk, wie in einer fliegenden Hitze in Dampf und Nebel auflöſt.

Schiller hat in ſeiner früheren Periode ſtarke Züge dieſer formloſen Liebesverzückung, wie in den Gedichten an Laura, denen

man eben diesen Fehler recht nachdrücklich vorrücken sollte, statt daß man wieder und immer wieder an die höchst unliebenswürdige, ja widrige Persönlichkeit dieser Laura erinnert, und in dem vermeintlichen Widerspruch der Poesie mit der Wirklichkeit den Fehler suchen will.

Aber auch seine späteren Poesieen sind dieser formlosen Liebesschwärmerei, wenn auch in geringerem Grade, unterworfen geblieben; dahin gehört ganz und gar das der Jugend noch immer zusagende Gedicht: an Minna („Träum ich, ist mein Auge trüber?"); dahin aber auch leider eine ganze Reihe seiner tragischen Compositionen, deren bedeutendste Flecken gerade in dieser formlosen Liebesschwärmerei bestehn. Gehen wir auch an Kabale und Liebe und an Don Karlos vorüber: die Jungfrau von Orleans ist an eben dieser Klippe gescheitert; denn auch zugegeben, was niemals zugegeben werden kann, daß der Wendepunkt des Schicksals der Johanna in der Liebe habe liegen müßen, so durfte auf keinen Fall diese Liebe so unmotiviert, so nebelig und schwärmerisch, so formlos und so haltlos auftreten, wie sie wirklich auftritt. Am allerschlimmsten ist bei diesem Fehler der sentimentalen, formlosen Liebe Wallenstein gefahren, welcher in den Phrasen der Max-Theklaischen Liebe einen Krebsschaden trägt, den wir immer tief werden beklagen müßen.

Unsre modernen Dichter haben als Sänger der Liebe von diesen Stimmungen und girrenden Tönen nichts: die Einen zu ihrem Vorteil, wie Hoffmann von Fallersleben, Gaudy und Geibel; die Anderen, wie Heine, zu ihrem Nachteil; — es gibt aber auch und zwar unter den allermodernsten, eine zahlreiche Partei, und das sind eben die, welche sich Progonen zu nennen belieben, welche alle psychische Liebe als läppisches Girren und albernes Schmachten mit der äußersten Verachtung behandeln, und von allem was Liebespoesie heißen mag, ganz und gar nichts wißen wollen: die Herzensliebe, das süße Sehnen und Schweigen, das stille Verlangen und Entbehren, das Hängen an den Augen der Geliebten und das Aufgehen von Herz in Herz — alles das ist ihnen kindisches Treiben, romantische Nebelei, Posse und Schwäche. Dazu, meinen sie, sei die Zeit zu ernst und streng, die Zeit fordere politische Dichter, aber nicht Liebespoeten. Ihnen ist leider einer unsrer formgerechtesten Dichter vorangegangen, der Graf Platen, welcher eben diese Reinheit und Glätte der Form, die wir an

ihm bewundern müßen, zu einem nicht ganz geringen Teile der glatten Kälte ſeines Herzens verdankt.

Ob nun eine Poeſie, welche dasjenige Ingrediens abſichtlich verſchmäht, ſogar trotzig zurückſtößt, worin ſich die friſche, heitere, innige Jugend, worin ſich die ewige Jugend offenbart — ob dieſe eine Poeſie der Zukunft heißen könne, das kann man getroſt dem Urteil der Mitwelt, noch zuverſichtlicher dem Richterſpruche der Geſchichte überlaßen: wo eine edle lyriſche Poeſie aufgewachſen iſt, da iſt ſie zur einen größeren, auch beßeren Hälfte, aus der reinen Neigung der Geſchlechter zu einander, aus keuſcher und treuer Herzensliebe hervorgegangen. Die politiſche Poeſie, unter der man nicht etwa epiſche, ſondern Tendenzpoeſie zu verſteben hat, erborgt ſtets ihre Formen von einer bereits vorhandenen, in ihren eigentümlichen Gebieten blühenden Poeſie, hat keine Zukunft als eben ihre Tendenzen und ſtirbt mit deren Erreichung oder mit der Aenderung der politiſchen Verhältniſſe: ſie hat mit dem Leben und der Entwicklung der Poeſie nichts zu ſchaffen.

Wol aber hatte auch die formloſe Liebesſchwärmerei, das ſüße, oft ſüßliche, nicht ſelten lächerliche ja abgeſchmackte Girren der Genieperiode allerdings ihre Zukunft, und hätte dieſe auch, wie in der That der Fall war, in nichts anderem beſtanden, als darin, daß ſich Dichter und Hörer ganz und gar in ein Gefühl, in eine aus der Welt der Reflexion und der gemeinen Sinnlichkeit auf gleiche Weiſe losgerißene Empfindung verſenken lernten. Es folgte aber auf dieſe kindiſche Liebespoeſie die friſche, ſtarke, tiefe Jünglingsliebe und deren Poeſie, wie ſie uns Goethe darſtellt.

Eine von Herder ausgegangene Richtung der Genies, die jedoch nicht von der Mehrzahl, geſchweige denn von allen verfolgt wurde, war die Rückkehr zu der jenſeits der Gottſchediſchen, Hofmannswaldauiſchen und Opitziſchen Reflexions- und Conventionaldichtung liegenden älteren, ungekünſtelten Poeſie, zu der Einfachheit, Kräftigkeit und Naturwarheit derſelben. Freilich ſchlug dieſe Richtung nicht ſelten in Ungeſchlachtheit um, oder wurde, wie dieß die Gedichte Bürgers, Schiebelers, Löwens beweiſen, ſogar in das Poſſenhafte und Fratzenhafte verkehrt.

Meiſtens wollten auch Stoff und Form ſich nicht zu einander fügen, und es kam deshalb auf dieſem Gebiete zu keinen durchgeführten,

vollständigen Kunstwerken, sondern nur zu Fragmenten und Skizzen. Jedenfalls aber fiel es der damaligen Welt ganz unglaublich schwer, sich in die Sprache, den Ausdruck, die Anschauungsweise und Poesie des Volkes zurückzuversetzen, so daß unter allen Genierichtungen jener Zeit diese geradezu auf das altvolksmäßige hinausgehende bei weitem den geringsten Anklang fand, und theilweise dem Anschein nach unbeachtet, ja ohne eine Spur eines Eindrucks, einer Wirksamkeit zu hinterlaßen, vorüber gieng. Erkannte doch z. B. eine Anzeige von Goethes Götz — welcher zu einem Theile geradezu hierher gehört — in dem Musenalmanach von 1774 das Bedeutende dieser Erscheinung in der Schilderung von Nationalsitte und in der Shakespearischen Nachbildung der Natur auf das Bereitwilligste an (was bekanntlich keineswegs allgemein anerkannt wurde), aber von der Nachahmung des eigentlich Volksmäßigen, welche freilich eben auch im Götz in das Ungeschlachte übergieng, wendete sie sich mit Widerwillen weg: die „Plattitüden, Bizzarrerien und Liedchen" im Götz, meinte sie, müße man „Affectation" schelten.

Gerade diese damals verkannten, ja verachteten Versuche aber sollten die bedeutendste Zukunft, gewis die, wenn auch spät eintretende, doch nachhaltigste und dauerndste Wirksamkeit haben: es ruhet auf dieser Richtung der Genieperiode der eigentliche Grundbau der beinahe dreißig Jahre später sich erhebenden romantischen Schule, wenigstens was die Wiedererweckung des Volksliedes, das Dichten in der Volkssprache (den Dialekten) und die volksmäßige Erzählung betrifft.

Neben Goethe ist eigentlich nur ein Repräsentant dieser Richtung zu nennen: der Maler Müller, in welchem übrigens die Schlegel mit ganz richtigem Gefühle das Vorbild ihres eigenen Wirkens und Dichtens anerkannten, so daß sie seine Gedichte, die längst vergeßenen, wieder in das Gedächtnis der jüngeren Zeitgenoßen zurückriefen, und ihm seinen gebürenden Ehrenplatz anwiesen.

Müllers Gedichte tragen fast sämtlich diesen Charakter der Naturwahrheit, der Volksmäßigkeit, auch der Derbheit und zum Theile der Ungeschlachtheit; selbst die in Geßnerschem Stile von ihm gedichteten prosaischen Idyllen stehen durch das Festhalten dieser Eigentümlichkeit sehr weit von ihren Vorbildern ab, oder vielmehr weit über diesen ihren Vorbildern, wenn es uns gleich mit Recht ganz seltsam dünkt, mitten unter den griechischen Formen und

Figuren auf die derbſten deutſchen Redensarten zu ſtoßen z. B. einen Faun oder Satyr die Sprache eines Pfälzer Bauern ſprechen zu hören. Weit mehr iſt Müller in ſeinem eigentümlichen Gebiete in den Gemälden deutſchen Landlebens, wie in ſeinen Pfälzer Idyllen: das Nußkernen und die Schafſchur; auch ſeine Nachahmung der älteren hiſtoriſchen Volkslieder darf nicht für mislungen gehalten werden, kann ſich wenigſtens neben den Bürgerſchen u. a. Producten ſehr zu ihrem Vorteil ſehen laßen, und ſein Abſchiedslied: „Heute ſcheid ich, heute wandr ich" iſt außer den Goethiſchen Liedern das einzig volksmäßige Liebeslied, welches von dem ganzen vorigen Jarhundert erzeugt worden iſt. Seine Genoveva endlich iſt ſchon ganz in dem Sinn und Stil der ſpäteren ſ. g. Romantik. Aus dieſer ſo wie aus der Schafſchur einige Proben, welche eines weitern Commentars nicht bedürfen*):

*) Müllers Nachkommen, welche uns im vorigen Jahre (1844) allerlei dem Namen nach ihm nachgeahmte, in der Wirklichkeit völlig unähnliche Gedichte brachten, und durch die Hinweiſung auf die Abſtammung von Müller denſelben Folie zu geben ſuchten, hätten beßer gethan, nichts von ſeiner Abkunft, noch weit beßer, nichts von ſeinen Poeſieen zu veröffentlichen.

Soldaten-Abſchied.

Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich.
Keine Seele weint um mich.
Sinds nicht dieſe, ſinds doch Andre,
Die da trauern, wenn ich wandre:
Holder Schatz, ich denk an dich.

Auf dem Bachſtrom hängen Weiden,
In den Thälern liegt der Schnee;
Trautes Kind, daß ich muß ſcheiden,
Muß nun unſre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mirs weh.

Hunderttauſend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin!
Wo ich fall', ſcharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder,
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirſt um mich weinen,
Siehſt du meinen Todesſchein.
Trautes Kind, ſollt er erſcheinen,
Thu im Stillen um mich weinen
Und gedenk auch immer mein.

Heb zum Himmel unſern Kleinen,
Schluchz: nun todt der Vater dein!
Lehr ihn beten! Gib ihm Segen!
Reich ihm ſeines Vaters Degen!
Mag die Welt ſein Vater ſein.

Hörſt? Die Trommel ruft zu ſcheiden:
Drück ich dir die weiße Hand!
Still die Thränen! Laß mich ſcheiden!
Muß nun für die Ehre ſtreiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldſchlacht ein:
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen ſüß: Vergiß nicht mein.

Mahler Müller, Balladen, Mannheim 1776. S. 29—36

Die Pfalzgräfin Genoveva.

(Ein Wald, auf der einen Seite eine Felſenhöhle. Trübe Herbſtluft). (Genoveva kniet vor einem hölzernen Kreuz betend).

Genoveva. Du allein prüfſt die Herzen, ſiehſt ins Verborgne; Herr, Herr! Die Tage und Nächte ſind dein. Ach eine unſchuldig verſtoßene Mutter! Ach ihr Kind! Gott, ich vertraue ganz allein auf dich; wirſt Alles lenken.

(Schmerzenreich kommt, bringt Holz und wirfts nieder).

Schmerzenreich. Mutter, liebe Mutter! Betet ihr wieder für meinen lieben Vater! O weint nicht! Sagt doch, trinkt das Täubchen denn immer aus Trübem, wenn ihm der Gatte ſtirbt?

Genoveva. Ja.

Schmerzenreich. Immer und immer? Und ſitzt auf dürrem Aeſtchen? Das arme Vögelchen! Habs wieder geſehn. Mutter, was iſt denn ein Gatte?

Genoveva. Wie? Das kann ich dir nicht ſagen. Jemand, den man ſehr liebt.

Schmerzenreich. Bin ich dein Gatte, Mutter?

Genoveva. Mein Engel!

Schmerzenreich. Stirb nicht Mutter; ich müßt auch wie das Vögelchen trauern. Haſt du's geſehn, wie's ſo allein ſitzt?

Genoveva. Plappermaul! Lang ein wenig Holz her, will Feuer machen, es wird kalt.

Schmerzenreich. Wurzeln, Mutter.

Genoveva. Iß du, mein Kind. (Vor ſich) Ach mein Gott, ſchau auf ihn herab, was wird noch aus uns werden (Es fängt fern her an zu donnern).

Schmerzenreich. Weine nicht, Mutter; iſt ja noch lang Sommer. Hörſt du, die Vögelchen pfeifen ja noch; die Blätter fallen noch nicht (Es donnert).

Genoveva. Ein Gewitter. (Es donnert näher).

Schmerzenreich. Mutter, hörſt du, es donnert ſehr.

Genoveva. Fürchteſt du dich?

Schmerzenreich. Ja, liebe Mutter! Da kommts ſchwarz, ſieh! Iſt das Gott?

Genoveva. Ja, mein Lieber, drum fürchte dich nicht. Im Gewitter, wie im milden Sonnenſchein, iſt er immer dein freundlicher Verſorger und Vater.

Schmerzenreich. Wollen beten, liebe Mutter!

Genoveva. Ja, mein Sohn. Komm, kniee nieder, lege deine Hände zuſammen, bete mir nach.

Allmächtiger! Wir knieen vor dir, groß biſt du und herrlich, groß in Liebe. Laß mich vor dir niederfallen, ſtarker Gott und Schöpfer! Lobſinget mit mir, Wälder um mich; Tannen auf den Gipfeln neigt euch herab! O du mein ſtarker Gott, du nährſt und erhältſt doch Alles, was du geſchaffen, tränkſt im Zürnen den Erdball, daß Menſchen und Thiere leben. Den Hirſch auf öden Haiden verläſſeſt du nicht, du höhlſt aus den Fels und füllſt mit Nachtthau ihn, daß dem Adler auf Klippen der Quell ſpringt und er vor Gott auch Nahrung finde.

Wie, betеſt du denn hübſch, Schmerzenreich? Sieh, die liebe Sonne ſcheint wieder hinter den Bergen hervor, der Sturm ſchweigt.

Schmerzenreich. Gottlob! O nach dem Regen die liebe Sonne! Mutter, wie

wohl einem das thut, daß die Lerchen wieder pfeifen und die Amſel mit gelbem Schnabel. O mein Gott, ſey mir für Alles gelobt! Der du das Turteltäubchen ſo treu erſchaffen; der du mein Rehchen erſchaffen: laß doch, bitt ich, den Winter nicht ſo ſtreng werden. Vor dir die Kniechen beugen will ich auch lehren mein Rehchen, iſts doch ſo freundlich und fromm, frißt grün Gras aus meiner kleinen Hand. — Ein Regenbogen, Mutter!

Genoveva. Horch! Was rauſcht ſo? Hörſt du?

Schmerzenreich. Groß Geſchrei, Mutter. (Man hört Hörner fern und nah) Horch!

Genoveva. Dein Rehchen dort, dein Rehchen kommt geſprungen.

Schmerzenreich. Mein Rehchen, mein Rehchen! Mutter, ſieh, es ſpringt zur Höhle hinein. Komm, wollen zu ihm. (Verbergen ſich in der Höhle).

(Graf Siegfried zu Pferd mit dem Horn, ſteigt ab, bindet das Pferd an einen Baum).

Siegfried. Unruh und Gram treiben mich wechſelsweiſe herum. Was wirds doch Alles, Alles werden! In jener Höhle mein Wild, laß. (Er legt ſein Horn hin, ſitzt nieder auf den Raſen). O Genoveva, Genoveva! Dich zu vergeſſen, Geliebte, Theure! Dich zu vergeſſen! Du warſt mir nicht untreu; dein Geiſt.... immer liſpelt mirs zu, als wärs deine Stimme: konnteſt du mich untreu glauben, du, dem ich meine Seele gab! Ich war geliebet: ach fühl ihn, den Verluſt Ich war geliebt. Gott! Ihr Blut! Grauſames Herz, das ſie verurtheilen konnte! Ha! (Wiſcht ſich die Augen) Wen ſeh ich dort in jener Höhle? (Blickt um ſich). In dieſen fürchterlichen Wildniſſen einſame Trauer; ein Crucifix, vor dem ſich büßende Knice niedergeworfen in ſchmerzlicher Reue, noch thränennaß. Du, der ſie hingeweint, warſt du unglücklich? Heiliger, verſtatte, daß auch ich hier kniee, in deine Thränen die meinigen miſche. (Er fällt vor das Crucifix nieder). Gott im Himmel! Ach wirds denn ewig in dieſer Bruſt .... ewig ohne Linderung, ohne zu erlöſchen .... Du, du ſiehſts, weißts, ſiehſts .... (Er fällt aufs Angeſicht).

Schmerzenreich. Iſts wieder fort? Guck, dort kniets! Ein ſchöner, ſchöner Mantel! Wie blaß! Weint, wie meine Mutter. Ey, wenns doch mein Vater wär! Mutter! Kommt mal heraus, Mutter (Er läuft zu Siegfried, erwiſcht ihn am Mantel). Wie ſchön!

Siegfried (gen Himmel). Habs gelobt: hier mein Gebein! Ja, hier in ewger Trauer meine Zeit verbeten, beſchließen hier ein Leben, das für mich ſo voll Jammer iſt! Welt und Herrlichkeit, gute Nacht! Wird ſie im Sterben meine abgeſchiedene Seele an ihren Buſen aufnehmen? Bin ichs denn werth! (Steht auf). Wer biſt du? Wie kommſt du hierher, Kleiner?

Schmerzenreich (läuft furchtſam, bleibt im Eingange der Höhle ſtehen) Mutter! Mutter!

(Genoveva erſcheint im Hintergrund der Höhle).

Siegfried. Auch hier die Stimme des ſüßen häuslichen Gefühls, und an dieſen rauhen unwirthbaren Klippen ſchallt der ſanfte Muttername? Arme Unglückliche, was auch dich hertrieb, ich will dich ſprechen, dich kennen, um Freundſchaft dich bitten! Eine traurige Bekanntſchaft! Wir wollen uns vereinigen im Jammer, wenn du anders recht unglücklich biſt, zuſammen unſre Hände gen Himmel ſtrecken und ....

(Er geht nachdenkend der Höhle zu, ſie weichen zurück. Siegfried am Eingang der Höhle).

Fürchtet nichts warum fliehet ihr! Ich bitt' euch, o misgönnt mir eure Unterredung nicht.

Genoveva. Wirf deinen Mantel herein, bin übel bekleidet.

(Siegfried wirft den Mantel in die Höhle, Genoveva kommt darin gewickelt hervor, los ihre Haare; Schmerzenreich hinter ihr).

Siegfried. Welch ein Anblick! Wer biſt du? Was für ein Elend treibt dich, ha! dingt die ein ſo unfreundlich Lager? Haſt du einen Mann, oder biſt du allein! Verbüßeſt du etwa vorſetzliche Sünden? Du drehſt das Haupt, dir ſinken die Thränen vom Auge? Ach Weib?

Genoveva (vor ſich) Gott, er ſelbſt! Wie ſoll ich mich faſſen? Nicht heilige Gelübde zwingen mich hierher; o mein Herr, eine betrübte, jammervolle, unglückliche Frau ſehet ihr vor euch hier. Gewiß, unglückſelig, daß ichs auch vor Thränen nicht ſagen kann. O laßt mich erſt weinen.

Dann nach der Erkennungsſcene:

S. 43. Siegfried. Oh! Und du lebſt, wohnſt hier, Genoveva; ertrugſt und dulteteſt; gedachteſt nicht einmahl mein, kehrteſt nicht wieder zurück, der ich vor Kummer um dich faſt ſtarb. (Er hebt ſein Kind auf die Arme). Lange habe ich euch als todt betrauert!

Genoveva. Der im Himmel hat uns gerettet, Siegfried, hat der Unſchuld Leiden geſehen, das Herz der Knechte, die auf Golos grauſamen Befehl mich umbringen ſollten, hat er mit Mitleid berührt.

Siegfried (ſtampfend) Golo! Verrätheriſcher, hündiſcher Golo! So hats mir mein Engel im Traum gezeigt! Immer hat ich ihn in Verdacht. Seh' ich dich an, theures Weib, das Herz im Buſen bricht mir entzwey. So elend, entblößt! Mein Kind! — Du unbarmherziger Wolf, pack ich dich an der Kehle!... (Er ſtößt ins Hüfthorn! Antwort im Walde; ſtößt wieder). Sie haben mich gehört, ſie kommen, er iſt unter ihnen; ich will ihn niederſchmettern, den Verräther, mit deinem Anblick — Der Baſilisk! (Reiter aus dem Wald ſteigen ab, Golo darunter). Hierher Vettern! Golo, tritt ein wenig näher; beſchau, was ich die Zeit erjagt. Kennſt du dieſe Geſtalt? Herbey! Siehſt du, wer hier ſtéht?

Golo (vor ſich) Wen ſeh ich? Weh mir!

Siegfried. Ha? Kennſt du ſie?

Golo. Ich kenne ſie nicht.

Siegfried. Beſchauet ſie, Vettern, ihr findet was Liebes an ihr.

Genoveva. O liebe Vettern, ich bins, ich, eure Baſe Genoveva.

Die Grafen alle. Unſere Baſe Genoveva? Genoveva lebend? O Wunder!

Siegfried. Was ſtarrſt du hinan, ha! Juckt dir das räudige Herz noch? Ihre erblaßten Wangen reitzen dir dein ſchäumend Blut nicht mehr? Nicht dieſe vom Weinen erſtorbenen Augen? Ha Ungeziefer, das ſich im Schimmer bricht, räuberiſcher Uhu, der mit ſtinkenden Flügeln Blüthen zerſchlägt, die ihm nicht duften! Zu Boden, nieder mit dir, daß ich auf deine Kehle trete. (Er zieht das Waidmeſſer).

Golo. Iſts Genoveva: wohl, ſo thut der Himmel Wunder, mich zu ſtrafen. Ich ſage nichts mehr, bin in euren Händen, macht mit mir, was euch gefällt.

Genoveva. O begnadigt ihn, Siegfried!

Siegfried. Nein! (Steckt das Waidmeſſer ein). Zwar will ich an dem Tage, da ich meine Theure wiederfand, mich nicht mit verrätheriſchem Blute beſudeln. Drey

Grafen, meine Vettern, tretet hervor, führet ihn hinweg hinter jene Gebüſche, am Bach dort lohnt ihm nach ſeinen Thaten. (Sie führen Golo ab). Und nun, liebe Wiedergefundene, laß uns zurück.

Genoveva. Ich hab ein Gelübde gethan.

Siegfried. Schweig, auch ich hab eins gethan, hier zu ſterben, der Auferſtehung entgegen zu ſchlummern unter dieſem Fels; iſts nicht ſo? Nur ſo lang, Traute, bis wir unſern Sohn hier zu ſeinen Würden eingeſetzt, bis er ſtark, mannhaft, ſelbſt gelernet, Hirt ſeiner Heerde zu ſeyn. Dann wieder hierher; und wir wollen ſo, wie wir gelobet, Hand in Hand wallfahrten hinauf. Dann ſey mir deine freundliche Dunklung zum zweytenmahle willkommen, wohlthätige Höhle. Geſegnet, bis auf Wiederſehn.

Genoveva. Lieber Kleiner, komm. —

Die Schaaf-Schur, eine Pfälziſche Idylle. Vom Mahler Müller. Mannheim 1775.

Walter, Veitel ſcheeren, Guntel, Lotte ſitzen und binden Wolle.

Walter ſcheert und ſingt:

Der Winter kalt,
Rauh, ungeſtalt,
Hat ſich gewend,
Kommt an ein End,
Das bringt dem Menſchen Wonne.
Die Lerch ſich ſchwingt,
Ihr Geſang erklingt
Mit Freuden-Schall
Laut überall,
Hold — — — — —

Guntel. Vater! Vater!

Walter (ſchüttelt den Kopf, ſtampft und ſingt):

Ihr Geſang erklingt
Mit Freuden-Schall
Laut überall,
Holdſelig lacht die Sonne.
Nun bricht heran die Sommerszeit
Mit Lieblichkeit ſo ſüße,
Daß all ihr Frucht die Erde geit,
Daß man ihr mög genießen.
Kraut, Laub und Gras
In reicher Maß,
Die Bäum ihr Blüt erzeigen;
Die Reben gewinnen Augen ſchon
In Blüth zu gohn;
Der Ackerbau
Wächſt her aufs nau,
Thut uns den Sommer eigen.
O Gott! o Gott! Wie lieb biſt du,
Wie freundlich und voll Se . . . .

Guntel. Vater! Hören doch, Vater!

Walter. Muſt du mich denn immer verſtöhren, wenn ich aus rechtem Herzensgrund einmahl dieß Lied ſingen will, ha?

Guntel. O ihr ſingts ja den ganzen Tag.

Walter. Iſt auch ein ſchön Lied, Guntel! Gefällt mir erſchrecklich wohl; mein Treu, nähm keine zehn Thaler drum. Als ichs ſo von ungefähr in einem Wiedertäufer Geſangbuch aufſchlug, da wards mir doch gleich ſo warm und herzlich dabey, daß ichs den Augenblick auswendig gelernt. Seitdem muß ich dirs überall brummen, wo ich nur geh und ſteh. Mein Treu, ſiehſt doch ſelbſt, Guntel, 's geht dir nichts über ein alt Lied, ſo recht aus der alten Zeit her; die neuen taugen dir doch keinen Schuß Pulver. Mädel, du mußt mir auch noch dieß Lied auswendig lernen; komm, ſing einmahl die Weiſ' drauf, wills gleich wieder von vorn anfangen. Ein herzlich Lied!

Guntel. Ein andermahl, lieber Vater.

Walter. Was? Gefällt dirs etwa wieder nicht?

Guntel. Hum, ſo.

Walter. Sieh doch die Duntzel! Weiſ' mir im ganzen Geſangbuch ein ſchöner Lied als dieß! Sprichſt, wie dus verſtehſt. Mein Seel, gäb ein Morgen Ackerland drum, ſo was Schöns gemacht zu haben. Iſt doch ſo alt und, ſackerloth, ſo wahr und kräftig.

Guntel. O was iſt dann Schönes dran?

Walter (hält inne). Was Schöns dran iſt? Ey guck doch? Gelt da ſtecken dir wieder deine neuen Lauslieder im Kopf, die dir der Schulmeiſter als zuſammenflickt. Was Schöns dran iſt? Ey! Was Schöns dran iſt? Sollſts gleich hören, Jungfer! Iſt nicht Alles ſo herzlich wahr drinnen, wie geſagt, iſt nicht Alles ſo . . . wie ſolls ich doch nennen, du verſtehſt mich ja, ſo ehrlich und treu und vertraulich drum herum, juſt, wies in der Jahrszeit geſchieht, ſieh, Guntel, daß man meynen ſollte, wenn mans ſo ſingen hört, ſtünde man in ſeinem Garten im Frühjahr, wann die liebe Herrgottsſonne nieder auf die Welt ſcheint, und die blühenden Bäume, und die Vögel in der Luft und des Singens und Gejubels in der fröhlichen Zeit, daß wieder warm iſt und einem ein laues Lüftchen in die Ohren ſurrt, wenn man ſo über Gottes jung grüne Wieſen hingeht. Verſtehſt du noch, Guntel, he? Was wollt ich doch ſagen? Ey du gottloſes Mädchen kannſt nicht leiden, daß ich unſern lieben Herr Gott lobe, der uns doch ſo reichlich gibt und erhält.

Guntel. Das ſag ich ja nicht, Vater.

Walter (ſcheert fort). Horch, Guntel, thut mein Seel kein Gut mit uns; biſt in der Haut nichts nutz. He! Bringt mir doch einen andern Hammel herein! Lachen, rolzen, ſpringen wie ein junger Bock und von deinen einfältigen neuen Liedern plärren, wo ich für zwanzig keinen Knopf gebe: das kannſt du, ſonſt nichts. Aber . . . . he! den Widder, den Widder führt mir herbey! . . . . Aber ich will dirs vertreiben, du ſollt mir noch ordentlich werden, ich will dir noch .... Sieh nur deine Schweſter Lotte dort, wie hübſch ordentlich die da ſitzt und Wolle zertheilt, wird alle Tage geſetzter das Mädchen. Hörſt dus, Lotte, mein Kind? Ich ſpreche von dir. Warum denn ſo traurig, mein Mädchen, fehlt dir was, he! Lang mir doch ein wenig meine Scheere, Veitel, ſie liegt neben dir. Apropo hab' ja gehört, willt morgen ſchon fort!

Veitel. Muß wohl!

Walter. Gut Ding um die Fremde für'n jungen Menſchen, wenn einer auch ſieht, wies bey andern Leuten hergeht. Wünſch dir von Herzen alles Glück. Kannſt mir doch nicht anders nachſagen, wo du hinkommſt, als daß ich dich allzeit wie ein Kind in meinem Hauſe aufgenommen.

Beitel. O gewiß! Werd eurer mein Lebenlang nicht vergeſſen, habt mir mehr Gutes gethan, als ich in meinem . . .

Walter. Halt doch dein Maul! Narr, biſt ein braver ordentlicher Junge, und was ich that, that ich gern, 's wär eine ſchöne Sach, wenn du mir jetzt wieder alles vorrechnen wollteſt. Geh! Dein Vater und ich waren immer gute Cammeraden, 's thut mir immer noch in meiner Seele leid, wenn ich an ſeinen Tod gedenke, und was ich an ſeinen Kindern thun kann, weiß Gott, ſoll mir allemahl eine herzliche Freude ſein. Was wollt ich doch ſagen? Du gehſt alſo zu deinem Vetter? Nu das iſt ſo übel nicht, du . . Aber, Lotte, um tauſig Gottes willen, Kind was fehlt dir nur? Geh, geh, ſey kein Narr, ſitz mir nicht ſo ſtill da! Biſt doch gar nicht mehr, wie ſonſt. Sey doch munter! Geh, tanz' doch, lach doch ein Bißchen, das ſteht jungen Mädchen gar wohl an. Haben Schaafſchur heut und biſt noch ſo ſtill; weißt du's noch vorm Jahr, wie wir Pfänderchens geſpielt? Veitel und du zum Spaß zuſammen ein Paar wurdet! Ha? Gelt, da gings luſtiger als heut! Komm, wollen uns heut auch luſtig machen; ſollt mir eins von unſern lieben alten Liedern vorſingen, die dich deine Grosmutter noch gelehrt? Hörſt dus?

Guntel. O gehn doch, Vater! Immer alte Lieder! Weiß ſo hübſche neue, die will ich . . . . .

Walter. Halts Maul, mir über die alten Lieder zu raiſonniren oder ich ſchlag dir eins hinters Ohr! Was weißt du von alten Liedern! Gelt, das hat dir gewiß wieder dein Schulmeiſter in Kopf geſetzt, gelt!

Guntel. Oh!

Walter. Weiß immer ſo ſaubers Zeug vorzubringen, der Narr. (ſtemmt ſich auf den Ellenbogen gegen ſie) Apropo, Guntel, hat er dir geſtern nichts geklagt! Hab ihn des Henkers wild gemacht. Saß da bei meinen Bienen im Garten; da bringt er mir, weiß der Kuckuck was für ein Buch, heißt Idyllen, Gedrucktes, ſo von Schäfern, ſchreyt, lärmt und jubilirt und gaudirt ſich wegen des Zeugs, ſo drinnen ſteht; lieſt mir dann auch hin und wieder Etliches vor, das ich nicht wohl verſtund und lobt ſo hoch und ſo ſcharf, daß mir mein Seel die Geduld ausgieng und ich ihm frey heraus geſtand: Poſſen, Herr Gevatter, pur Poſſen! Da hättet ihr nur ſehen ſollen, wie ſo ärgerlich er den Kopf geſchüttelt. Was? Das Poſſen, das? Ey freilich, ſagt ich; wo gibts denn Schäfer, wie dieſe? Was? Das Schäfer? Das ſind mir curioſe Leute, die weiß der Henker wie leben, fühlen nicht, wie andere Menſchen, Hitze oder Kälte, hungern oder durſten nicht, leben nur von Roſenthau und Blumen und was des ſchönen ſüßen Zeugs noch mehr iſt, das ſie bey jeder Gelegenheit einem ſo widerlich entgegenplaudern, daß es einem mein Seel wider den Mann geht. Ach was? Weiß auch, wies in der Welt hergeht und, mein Treu, denk auch ein ehrlicher Kerl zu ſeyn; geb gerne, was noth thut, bin froh und freu mich was die Gelegenheit mit ſich bringt; mags vor Alters mit Schäfern freylich in dieſem und jenem anders gehalten worden ſeyn, aber 's muß doch allemahl ſo herauskommen, daß einer ſehen kann, daß Alles natürlich iſt. Aber ſein Pack da iſt nicht von Herzen luſtig, nicht von Herzen traurig, Alles im Traume nur, ſchwätzen wie die Schulmeiſter von Großmuth und

hundert Sachen, die einen Schäfersmann nichts angehen und das, Herr, was uns alle Tage vor Augen kommt und ans Herz geht, davon pipsen sie kein Wort; sterben aus Großmuth und wollen vergnügt seyn und dergleichen. Und das plaudern sie dir so frisch bey jeder Gelegenheit weg, daß einer gar wohl merken kann, daß es lauter Gespaß ist. Da wurd dir nun das Männchen Fuchs-Teufelswild, daß ich so schimpfirt und gelacht, daß er in vollem Zorne sein Buch zuschlug, zur Thüre hinaus wischte und schwur, nimmer meine Schwelle zu betreten und was er noch mehr aus Aerger und Galle ausspie, das ich alles vor Lachen nicht verstund, ha ha, ha! Wird schon wiederkommen. Ist doch ein wunderlicher Haf', der Schulmeister. Aber, ihr lieben Kinder, kann auch doch mein Treu ohne Singen nicht scheeren; fällt mir doch immer ein, wie meine Vorältern geschoren. Da war eine Fröhlichkeit! Und was braucht man so weit zu gehen? Les' man nur in der Bibel nach, da wards auch so gehalten mit Schäferfesten und Singen, wenns Zeit Scheerens war und die Schäfer aller Orten zusammenkamen bei Laban und Jakob, wie man dieß Alles ganz deutlich im ersten Buch Mo .... Ey sieh! Guten Tag Herr Schulmeister und Schwager Schulz! Wie gehts? Stet's Leben? Wollen ihr mithelfen scheeren? Setzt euch, rückt doch ihr Kinder! Eben sprechen wir davon, wir wollen in der Reih herum singen, he! bringt noch zwey Scheermesser herein! In der Reih herum singen, jedes ein Lied. Da mein Kind Lottchen soll anfangen; sie hat so eine zarte Stimme. Geh, mein Töchterchen, sing mir eins von den Liedern, die dich deine Großmutter noch gelehrt; hör' sie doch für mein Leben gern, gefallen mir tausendmahl besser, als alle neue, die man heut zu Tage macht. Weiß noch, wenn sie so in der Spinnstube zusammen sassen und einander Mährchen erzählt und gesungen und ich als ein Bub auf meinem Schemel unter ihnen in der Mitte gesessen und zugehört: hätt' ich das nicht um ein Königreich vertauscht. Nu Lotte, greif dich an; siehst du, Nachbar Veitel geht morgen fort von hier, weit ins Schwabenland hinauf; wer weiß, ob er sein Lebtag wieder hierher kommt; mußt's ihn doch hören lassen, daß er's auch erzählen kann in der Fremde, wie schön du singst. Ey warum wirst du so roth, Lottchen? Ey laß seyn, brauchst dich nicht zu schämen, Lotte, wenn dich dein Vater lobt. Sing.

Lotte. Geht denn Veitel morgen schon?

Walter. Du hörst's ja.

Lotte. Morgen schon?

Walter. Freilich! He, was ist dir?

Lotte. O nichts! Ist mir was ins Aug gefahren. Ach!

Walter. Bist doch mein liebes .... hab doch kein liebres Lottchen als dich! Geh her (küßt sie) du mein Engel! Nu, sing hübsch!

Lotte. Wenn ich nur gleich könnt!

Walter. Sing, sing.

Lotte. Lieber Gott! Was soll ich dann alleweil singen?

Walter (laut). Es muß in der Reih herumgehen, jedes muß hernach auch eins singen, das sag ich zum Voraus. Wenns an mich kommt, werd auch mein Theil thun. Nu, Lotte, fang an! (Lotte wischt sich die Augen, Walter vor sich) Mein Treu! Weiß nicht wie mir das Mädel vorkommt. Sitzt doch der arme Narr so kümmerlich da, als wär ihm Vater und Mutter gestorben; dem Mädel fehlt was, muß heut den Barbier befragen.

Schulmeister. Herrn Gevatter Walter und einer ganzen ehrsamen werthgeschätzten Gesellschaft will zum Voraus geflissentlich bedeutet haben, wie daß ich anheute nicht mit unter dieser Anzahl Singender zu seyn die Ehre haben kann, weilen vom geschwollenen Halsweh sehr übel incomod....

Walter. Schadt nichts. Ihr übrigen Alle, da gilt keine Ausrede. Ja, was du singen sollt, Lottchen? Ey sing das vom Pfalzgrafen Friedrich; nein, das kannst du nicht, das mag hernach Guntel singen. Sing das vom Liebesthrone, ist gar ein uraltes Ding, hat mir in meinen Kinderjahren immer gewaltig gefallen und meiner Treu gefällt mir als noch. Schwager Schulz, erinnert ihr euch noch, wie wir Jugend zusammen in Landstuhl gedient, wie wir als Sonntags Abends mit den Mädels aufs alte Schloß hinaufgestiegen, und um den alten Thurm herumgesessen, wißt ihrs noch? Was das eine Freude war, wenn wir so ins Thal hinunter gesungen! Wie mir dann das Alles noch frisch in der Seele steht, wenn ichs so herzlich betrachtet: das Abendroth zur Rechten und zur Linken die grauen Wolken der Nacht und dann die sanften Mädels mit ihren zarten Stimmen und die alten Lieder und der Wiederhall! Wie das Alles in meiner Seele nachklang! Wenn ich dann so durch die verfallenen Mauerlöcher herabsah in die Dunklung, sich alles unter meinen Blicken gesenkt und verlohr, daß ich nicht mehr unterscheiden konnte die vom Herbst gedrückten Nußbäume und den Nebel über den Hütten im Thal, und über meinem Haupte hervorkommen aus Gottes Himmel die Sternlein der Nacht: hats mich doch allemahl innerlich durchbebt, daß mir die Augen hell überliefen, wenn ichs so bedacht, die menschliche Jugend, was ich damahls war, und wie vergänglich und wie es vielleicht schon seyn würde in einem Jahr und ob wir noch einmahl in unserm Leben so zusammen kommen, hier zu singen. Damahl, bey meiner Seel, hab ich meine Julle zum erstenmahl lieb gekriegt, erinners mich mein Leben lang. Wir saßen neben einander, Schwager du weißt den Platz; dort wo der brave Franz von Sickingen getroffen ward, da sangen sie just dieß Lied vom Liebesthrone, das mir dann mein Lebenlang im Herzen bleibt. Schwager Schulz, damahl wars noch Leben, he? Lotte, geh, sing mir hurtig das Lied, weiß, du kannst so schön.

Lotte (singt)

Ausgespannt
Droben in den Wolken
Steht der Thron der Liebe.

Walter. St! st! Das sag ich euch, muckst' sich Keins. Halt't all' eure Mäuler; wenn sich Eins hören läßt..... Und er, Herr Gevatter Schulmeister, nur keine gelehrte Glossen, wie ers nennt, nur keine gelehrte Glossen.

Schulmeister. Nu, nu!

Walter. Sags ihm zum Voraus, sonst gehts wieder wie im Garten mit den Idyllen. Wenn Lotte singt, keine Glossen Herr Gevatter; so was kann ich nicht leiden.

Lotte (singt)

Ausgespannt
Droben in den Wolken,
Steht der Thron der Liebe.
Wer hüllt den Mond in sein Gewand?
Wer fesselt ihn mit starker Hand

Wohl unter die klaren Gestirne?
Wer mäßigt den glühenden Sonnenstrahl
Zum linden Kuß? Das thuet all
Der mächtige Gott der Liebe.

Schulmeister (für sich) Strahl und all — was das gereimt ist.

Walter (für sich) Esel.

Lotte (singt)

Sag an, wo steht der goldne Thron,
Der goldne Thron der Liebe?
Sahst du noch nie das Siebengestirn?
Das flammt gleich einer Kette
Wohl durch die Nacht am Himmel;
Das schließt den Liebesthron rund ein
Und gibt ihm einen hellern Schein
Als tausend Diamanten.
Ein jedes Sternlein daran ist
Ein Äugelein der Liebe;
Sie sehn herab zu jeder Frist,
Der Menschen Thun sey falsch, sey rein,
Es sehens die klaren Sternelein....

Schulmeister (für sich) ....nelein.... Reim dich oder ich friß dich.

Walter. Esel.

Lotte (singt)

Und sagens dem Gott der Liebe.
Sag an, wo steht der Wonne Gott,
Der Wonne Gott der Liebe?
Er steht nah an dem Orion.
Dort hängt die Wage der Liebe.
Er wägt die Wünsche, die Triebe,
Er wägt die Freuden, die Leiden,
Er wägt die Treue der Herzen;
Neben her brennen der Liebe Kerzen.
Vom Morgen- bis zum Abendstern
Schwankt ein Kranz voll Kronen und voll Freuden
Und ein Kranz voll Schmerzen und Leiden
An der hohen Himmelsbahn
Hin unter der Wage der Liebe.
Sehn die Sternlein keusche Triebe,
Dann winken sie's dem Liebes-Gott hinan
Zu der Wage der Liebe.
Er legt in die Schaal und wäget:
Dann steigt die Schaale der Falschheit,
Die Schale der Treue schläget
Wohl auf den Kranz der Freuden;
Dann träufeln herab auf die Welt
Freuden zu allen Seiten.

Sehn die Sternlein falſche Triebe,
Dann rufen ſie's dem Liebes-Gott hinan
Zu der Wage der Liebe.
Er legt in die Schaale, wäget:
Dann ſteigt die Schaale der Treue,
Die Schaale der Untreu ſchläget
Wohl auf den Kranz der Leiden;
Dann ſtürzt herab auf die Welt
Leiden von allen Seiten.
Doch Viele lieben treu und rein;
Müßen doch unglücklich ſeyn.
Wie wägt ſie der Gott der Liebe?
Er wägt ſie mit der Wage der Liebe.
Am Nabel des Himmels hängt ein Schild
Von fein geſchliffnem Golde;
Das tönt von ſelbſten treu und mild
Durchs weite himmliſche Gefild,
Wenn treue Lieb ſoll trauern,
Tönt: zwei treue Herzen
Sollen fühlen der Liebe Schmerzen,
Sollen koſten der Liebe Thränen,
Sollen leiden der Liebe Sehnen.
Dann trauert jedes Sternelein,
Der Liebesgott hüllt ſich in Wolken ein
Und weinet und trauert und klaget.
Dann fallen herab wie Abenthau
Ueber Blumen auf der Au
Seine wohlriechenden Zähren,
Fallen auf die Locken hin
Der Trauernden,
Und will es das Schickſal gleich wehren,
Ihre Leiber zu vermählen,
So vermählt er ihre Seelen.
Die zieht er im Traume hinauf
Ganz umwunden vom Netze ſüßer Triebe,
Mit in den Garten der Liebe.

O ſinge mir, o ſage mir,
Wo ſteht der Garten der Liebe?

Hoch über der Sonne
Auf hellen ſilbernen Pfeilern
Ruht der Garten der Liebe.
Da fleußt das Bad der Wonne,
Da blühen der Freundſchaft Blumen,
Da ſpringt der Schönheit Bronnen,
Da wäſcht, da badet er ihre Seelen in Freuden
Und ſtärket ſie zu künftigen Leiden;

Da trinken ſie aus dem Strom der Wonne
Und tanzen mit einander auf der Sonne!
Oft wenn ihr Leib keine Raſt auf Erden hat,
Sitzen ihre Seelen hier auf goldnen Stühlen,
Die der Liebesgott ihnen zubereitet hat,
Der Himmel Freuden ſie fühlen.

Daß und wie die Wiedererwecker des Volkslieds Brentano und Arnim, wie Hebel u. a. in Müllers Fußtapfen treten, wird nach dieſen Proben zu zeigen nicht nötig ſein; bemerkenswert aber bleibt es immer, daß die Rückkehr zu dem wirklich volksmäßigen uns noch immer ungemein ſchwer fällt; von zehn Volksſchriften unſerer Tage ſind acht affectiert, platt und albern, weil ſie ſich zu dem Volke herablaßen, eine gemein und roh, und nur eine wirklich volksmäßig.

Hoch über allen Darſtellern volksmäßiger Zuſtände ſteht dermalen merkwürdiger Weiſe ein Jude, B. Auerbach, mit ſeinen faſt durchaus vortrefflichen Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Zuletzt dann noch einiges Wenige über die Richtung der Geniezeit, welche derſelben eigens den Namen Sturm- und Drangperiode verſchafft hat: über den Drang nach Darſtellung großer, weltbewegender und weltumwälzender Thaten, mächtiger, das tiefſte Innere des Menſchen umwühlender Leidenſchaften, wilder, ſchrankenloſer Begierden, — gräulicher Laſter und übermenſchlicher Tugenden, todesfreudiger Kühnheit und himmelanſtürmenden Trotzes, unterdrückter himmliſcher Unſchuld und hohnlachenden Frevels; — über den Drang zu dichten und zu erzählen von der Entlarvung und Niederwerfung blutiger, ſcheußlicher Tyrannen und der Beſtrafung ihrer diaboliſchen Frevel, von der „Freiheit und Menſchenwürde", von den Wirren der menſchlichen Geſellſchaft, durch welche der „Tugendhafte" zu Laſtern gedrängt werde, und eben darum in tiefſter Verſunkenheit dennoch höher ſtehe als der „Glückliche, dem es leicht ſei, ſich im Gleichgewichte zu erhalten", — zu erzählen von frechem Hohne gegen alle heiligen und himmliſchen Dinge und von dem tiefſten Eingetauchtſein in alle Taumel irdiſchen Genußes, von frecher Gotteslästerung und haarſträubender Verzweiflung, von dem Verkehr mit den Teufeln der Hölle und von dem Grauſen der ewigen Finſternis.

Das iſt der Sturm und Drang, welcher damals in Hunderten, ja Tauſenden junger dichteriſch erregter Herzen und glühend erhitzter Köpfe brauſte, und unſerer Literatur eine nur zu große Menge ver-

zerrter Bilder, niedriger Schilderungen, ekelhafter Gemälde, die ihr aber auch einen Faust von Goethe geschenkt hat.

Im allgemeinen, in der Schilderung großer Leidenschaften in ihrer vollen Warheit und zwar großer wahrer Leidenschaften, welche sich auf der Bühne der Welt- und Völkergeschichte, nicht in dem Kreiße des Privatlebens bewegen, gehört diese Richtung der neugewonnenen Bekanntschaft mit Shakespeare an, und zu ihm bekennen sich auch, meist ausdrücklich, die einzelnen Genies dieser Richtung, wie denn z. B. der Maler Müller seine Scenen aus Fausts Leben mit einer Dedication „an Shakespeares Geist" versah.

In Besondern aber müßen noch eine ganze Reihe anderer und nicht bloß indirect, sondern ganz unmittelbar wirkender Einflüße in Anschlag gebracht werden. Dahin gehört vor allem die mit besonderer Vorliebe erfolgte Schilderung der Teufel in der Hölle, ihrer Verlockung der Menschen, deren Verzweiflung und die Darstellung der Greuel und das Grauen der ewigen Verdammnis für die bösen Geister selbst wie für die verworfenen Sterblichen.

Die Neigung zu diesen Schilderungen stammt aus Klopstocks Messias, in welchem gleich von Anfang an die Darstellung des Abbadonna, sowie der übrigen teuflischen Gestalten die allgemeinste und beharrlichste Gunst des Publikums gewann: es ist namentlich an Klingers und Müllers Faust ganz leicht und augenscheinlich die directe Einwirkung der Klopstockischen Poesie nachzuweisen. Ein anderer Zug ist die oft zu wahrer Wut ausartende Neigung, das Laster zu schildern, wie sich dasselbe auf den Thronen und in den Palästen der Großen und Reichen zeigte; — in den niederen und mittleren Schichten der Gesellschaft gab es in den Gedanken der damaligen Welt kein eigentliches Laster, und was von Verirrungen in diesen Regionen vorkam, war ein „tugendhaftes Verbrechen". Man traut seinen Augen kaum, wenn man in Klingers Faust mit einem Wohlbehagen, welches auch auf der gemeinsten Niedrigkeit sich breit ausstreckt und recht eigentlich sich wälzt, — die Scheußlichkeiten des Papstes Alexander VI. geschildert sieht! Dieser Zug, samt dem nahe verwandten der Deklamation gegen die „Tyrannen" für die „Freiheit und Menschenwürde" u. s. w. stammt aus den gleichzeitigen Bewegungen in Amerika und vor allem aus Frankreich.

Jene Mythologie der Hölle hat, wenigstens bis auf einen gewissen Grad ihren poetischen Wert und ihre Berechtigung: hat doch selbst Goethe, und zwar spät, in seiner bewusstesten und besonders formgerechtesten Zeit, eine solche Mythologie, den Prolog im Himmel, seinem Faust vor- und die Hexenküche in denselben eingesetzt; freilich wollen die modernen Poeten, welche die „Religion des Diesseits" kultivieren, diese Ausfüllungen im Faust auf keine Weise gelten laßen, und selbst Stimmen aus dem gegenüberliegenden Heerlager, vor allen die von Steffens, äußern ihr Misbehagen über diese, wie sie meinen, unnötigen und lästigen Beigaben. Darüber zu rechten ist hier nicht der Ort, uns kam es in dem Augenblicke nur darauf an, die Triebkraft und Fruchtbarkeit dieser poetischen Dämonologie an einem wenigstens im Allgemein anerkannten und hochgehaltenen Beispiele, einem klassiichen Musterwerke, welches der Schöpfer desselben durch Hinzunahme dieser Mythologie nicht zu entstellen fürchtete, nachzuweisen.

Ja wir werden behaupten müßen, daß jeder Dichter, welcher sich an die Darstellung der tiefsten und furchtbarsten Geheimnisse des Menschenherzens, an dessen Verkehrung und Empörung, wagt, niemals umhin können werde, diese finstern Geheimnisse der ungebändigten Leibes- und Seelenlust, des Hochmutes, Trotzes und Stolzes aus dem Menschen hinaus in ein noch tieferes Dunkel zu verlegen, aus welchem dann die schauerlich-lockende Stimme eines persönlichen Versuchers hervortönt, so daß es eben nur darauf ankömmt, ob die menschliche Seele dieser Stimme Antwort zurückgibt oder nicht. Der zu aller Tragik notwendige Kampf wird zuversichtlich nur auf diesem einzigen Wege in diesen Gebieten zu seiner Darstellung und zu seinem poetischen Rechte gelangen.

Der Fehler aber, welchen die Genies mit dieser Dämonologie begiengen — die unter ihren Händen zum reinen Teufelsspuk wird — liegt in der nicht allein unverhüllten, sondern ganz absichtlich entblößten Darlegung des Gräßlichen und Schändlichen, in aller Concretheit und Unmittelbarkeit — und diese wird niemals Gegenstand poetischer Darstellung sein. Die Belege hierzu mögen zwei Darsteller des Faust geben, der Maler Müller und Klinger; von der „Situation aus Fausts Leben" des erstern der Anfang und der Schluß; — aus Klingers Fausts Leben Thaten und Höllenfart einiges aus dem Schluß:

Mahler Müller: Situation aus Fauſts Leben. Mannheim 1777.

(Eine düſtere Höhle. Hinten durch blickt man in ſchwarze Tiefe. Satan, Pferdtoll fahren zu beyden Seiten herein; hernach Moloch).

Pferdtoll. Schatten! Schatten! Vermaladeytes Licht! (Verbirgt ſich ins Dunkele).

Satan. Verderber! Siehſt du dort Grabgeiſter zittern? Ho! ho! Ich ſaug an ihrer Angſt .... Was haſt du verrichtet?

Pferdtoll. Hab Städte verbrannt. Hab noch was gethan. Der Mond hat mich verjagt.

Satan. Ho! hoh!

Pferdtoll. Hab hinabgezogen ein Schiff; der Strudel ergriffs. Hab einer Mutter den Strick gelangt, ihr Kind zu erdroſſeln! Der Mond hat mich verjagt. Wo bleibt der Zauberer Mephiſtopheles?

Moloch (tritt auf). Ein neuer Sammelplatz!

Satan, Pferdtoll. Willkommen, Bruder! Woher?

Moloch. Aus Syrien, Syrien, meinem ehemals ſo ſüßen Aufenthalt. Ein Weilchen ſaß ich dort auf Libanons Felſenſtirne, hauchte die Peſt in das Land. Seugende Mittagswinde ergriff ich, trieb ſie, bis wo der Mohr im Sonnenſtrahl kniet, wenn er abgöttiſch das dunkele Haupt zum hellern Schatten abbücket und wollüſtige Gelübde mir weiht. Im Opferrauch ſtand ich dort, ha! erſah meinen Vortheil bey der Nacht. Ich wälzte den Sultan im Bette; er heulte, zerrt' ein ſcheußlich Geſicht. Da fuhr ich ihm ins Haar; er ſprang auf, ſchwur beim Schwert mir, Frieden zu brechen, Mord und Verderben. Aber ſtille! Wo ſind wir? Welche Kluft? (Herumſchnaubend) Wittre Blut .... Todtenſchädel und Gebein da herum. Was für ein Ort?

Satan. Belledas Zauberhöhle; merkſt dus. Dort unter den Felſentrümmern ſchläft ihr prophetiſch Gebein.

Moloch. Geopfert, geopfert ward hier!

Satan. Geronnen Blut am Fels dort, Säuglingsblut, abgeſchlachtet von Mutterhänden! Erwürger, der Hölle geweihter Jünglinge Blut! Nickſt du? Ha!

Moloch (auffahrend). O Syrene, meine Syrene. (Umherſchnaufend). Angenehme Gruft! Teufel, daß ich hier ſchlummern könnte!

Pferdtoll. Mephiſtopheles! Wehe! Der Mond, der Mond reißt ſich hervor.

Moloch. Laß ihn, o laß Pferdtoll! herabſchimmern mir, zurückführen mir, wie Traum, jene ſüßen Bilder der Angſt, jene warmen Ströme, die hier geraucht und fielen ... Hingeſunken an dieſen Fels ... (Sinkt entzückt nieder. Pferdtoll fährt auf, ſchreyt).

Pferdtoll. Verderben dir zu! Des Mondes Strahl trifft mich. Für was deinen Rieſenleib, Hölliſcher? Halt zu, ich erblinde! Verwünſcht der Zaubrer Mephiſtopheles! Donner in ſein Mark, Angſt auf ſein Herz, hält er uns auf, daß wir hinabfahren, hinab zur dunkeln Wohnung.

Satan. Hier iſt er!

(Mephiſtopheles tritt auf.)

Mephiſtopheles. Wo ich dich erwiſche und dich zum Willkommen ſchleudre, daß du neun Jahre fällſt! Niedriger, nach Staub lechzender Sclave, der nichts als zerſtören kann, was höhere Teufel vorher verführt. Gibſt du keinen Unterſchied

Seelen und Seelen? (Tritt in die Mitte). Jenen königlichen Seelen, gebildet, ausgeſchmückt als Lieblinge deſſen, der uns niedertyraniſiert! Senk' ein Gebirg ins Meer; was darauf ſitzt und lebt, eine Welt Pöbelſeelen wiegt ſo eine einzige nicht auf, geſchaffen, aus Myriaden ausgewählt, Seraph oder Teufel zu werden. Da koſtet es Schweiß, zu gewinnen, und du Fühlloſer achteſt's gering. Ha leichter würdeſt du in einer Sandwüſte neunzig Jahre lang das Gebet eines Büßers bekämpfen, als nur eine einzige Minute die Laune ſolch eines Geiſtes. Wie hab ich gearbeitet bisher! Satan! Moloch! Teufel! Die Hälfte meiner Zeit iſt um. O daß ichs ſage, daß ichs ſage! Derjenige, der mich wie einen Knecht gedingt, wie ſeinen Sclaven tritt, mich, mich herunterwürdigt unter ſeinen Gehorſam, der Staub . . . ſank ich nicht, da ichs ſagte? Aber Geduld, bis auch meine Zeit kommt. Höret! O höret!

Alle. Wir hören.

Mephiſtopheles. Um zwölfe dieſe Nacht: und zwölf mühſame Jahre ſind vorüber. Ihm ankündigen muß ichs; ihm ankündigen, ſo heiſcht es unſer Vertrag, und aufſagen könnt' er mir dann. Aber fürchtet nichts! O eher kann der droben unſers Jammers gedenken, gedenken der glühenden Zähre, die unſre zerfallenen Wangen zerfrißt; eher ſoll's duften um uns und unter meinen brennenden Ferſen blühn, eh' ich auch nur ein einziges Haar von ihm losgebe. Nicht entrinnen, nicht entrinnen ſoll er aus meinen Händen. Seine Schwachheit, Fleiſch und Blut, Alles hab ich in Sold; Begierden, Willen und Empfinden. Noch liegt er ſorglos am ſpaniſchen Hofe, trunken von Ehrbegierde und wahnwitziger Liebe zu Arragoniens ſchönſter Königin; träumt ſich glücklich, glücklich ſeit dem Umgange mit mir! Ha feſter will ich mich an ihn knüpfen. Nun! Nun! Wenn ichs ihm ankündige, ihn erhaſche mitten im ſtolzen Fluge der Ehre, der Freude, und ihn niederſchmettre, daß ſeine Adern girren und vor Angſt ihm das Rückenbein knackt! Streitet gleich unſichtbar ein Mächtiger auf mich: dennoch halt' ich, werfe meine Kette dichter, die er ewig, ewig nicht löſen ſoll. Scheiden auch Meer und Welt uns auseinander, ich zieh ihn herüber zu mir, bis ich rufe: aus meine Zeit! Zur Senſe, zur Senſe! Die Aerndt' iſt da! Daß ich anklopf' und im Fackeltanz hinabführe meinen Bräutigam. Frohlocken, Jubel über uns, wenn wir aufblicken zum Himmel, ſehen nieder, weinen zur gedämpften Harfe die Engel! Ha dann, dann! Vergrößert gehen wir umher. Brauſ' auf, Sturm, zerſplittr' und ſchlage ſüß mein Ohr, wie das Geheul eines ſterbenden Sünders!

Pferdtoll. Fort! Fort! Hinab!

Satan (ſchaudernd). Hinab! Ha grauenvoll, verzehrend! Hinab! Und doch hat der, der uns ſtrafen wollte, Gang und Luſt in uns gelegt, daß wir uns ſehnen hinab, jeder in ſeine traurige Behauſung.

Moloch. Hinab! Verzweiflung ergreift mich, daß ich ſoll, daß ich muß!

Pferdtoll (zitternd). Prahler, als wenn nicht jeder ſeine Hölle mit herumtrüge!

Moloch. Sind wir nicht die Verführer und die Zuchtmeiſter und gepeinigte Sclaven!

Satan. Verruchter!

Mephiſtopheles (zaudernd). Ich zerſchmettr', ich zerreiß euch Alle.

Moloch. In die Winde, in die Donner, Teufel!

(Sie fallen wild in einander, verwandeln ſich und ſinken. Geheul über ihnen).

Es folgt die Scene im königlichen Schloß zu Madrid.

König. Hört ihrs, Schweſter von Arragonien, füllt unſerm Gaſt den Smaragd, aus dem nur Könige zu Königen trinken.

(Die Königin von Arragonien füllt).

Fauſt (vor ſich). O nun flieg ich .... Noch einen Stoß, und ich bin am Gipfel.

König. Und wenn ihr ausgetrunken, ſo verſchmähet nicht, dieſe Schale zu euch zu ſtecken. So wie man oft ein gemeines Steinchen, das beſondere Flecken oder Sprünge hat, aufhebt und behält, ſo laßt meine Liebe zu euch eine Marke von Werth an dieſer Kleinigkeit ſeyn. Erinnert euch immer der Freundſchaft eines armen Königs dabey, der nichts im Vermögen hatte, das würdig genug geweſen einen ſolchen Gaſt zu verehren.

Arragonien. Ich bitt' euch, mein Herr, koſtet dieſen Wein.

Fauſt: O Himmel! Aus ihrer Hand!

König. Ihr lächelt, da ihrs nehmet, und gedenket eurer Schätze.

Fauſt. Und doch Alles geringe! Auf eure und eurer ſchönen Gemahlin Geſundheit! Auf eurer königlichen Schweſter Geſundheit; Sie, die Perle dieſer Schöpfung. Ich hab' euch Vieles gezeigt; aber nichts, das dieſer ſeltenen Schönheit gleichkommt. Aus welchem Geſtirne ſchlug die entbrannte Natur den ſchönen Funken, der von ihren Augen niederblitzt, Seelen entflammt und ſchmilzt? Geſteht es, wenn ich die Krone des perlenreichen Orients auf den goldnen Schoos des Occidents hinlegte: Staub an ihrer Seite!

Arragonien. Beſchämt mich nicht; ihr hebt mich in meinem geringen Werthe zu hoch und laßt mich um ſo viel tiefer auf meine Unwürdigkeit herabſchauen.

Fauſt. Nein, nein, Königin! Kein Unrecht aus dieſer Lippe! Die mohrſchwarze Mitternacht müßt' eh' erröthen, eh' ihr ſo ſanften Reitzungen Gewalt anthut. Ich ſchwör's euch vor dieſem glänzenden Cirkel, woraus euer ſchönes Selbſt wie ein makelloſer Brillant hervorſtrahlt; bey der ſüßen Zauberey, die Herzen an Herzen und Zepter an Hirtenſtäbe hängt; und, wenn ihr wollt, bey der fürchterlichen Gewalt, die Geiſter an meinen Willen ſchlägt und immer in ängſtlichem Erwarten hält, ſchwör ich .....

(Mephiſtopheles erſcheint; ſchlägt auf Fauſts Schulter) Fauſt!

Fauſt. Was willſt du hier? Hinweg! — Eure Geſundheit, engliſche Prinzeſſin! Oh!

Mephiſtopheles. Halt ein!

Fauſt. Verderben! Laß mich!

Mephiſtopheles. Höre! (Die Glocke ſchlägt). Fauſt, die Hälfte deiner Zeit iſt um. (Fauſt ſtellt die Schale nieder).

Mephiſtopheles. Dieſe Minute hält, wie die gleiche Wage den Nachen deines Lebens mitten im Strom der Zeit. Noch klingts... (Die Uhr ſchlägt aus) klang's..... nun iſts vorüber; vorüber zwölf gräuelvolle Jahre, im Laſter durchſchwelgt. Hinterwärts ſinken ſie auf deine Rechnung und du dreheſt dich nun jenem andern Ufer zu, wo ich nach zwölf Jahren deiner erwarte.

Fauſt. Ha ich will dir's nicht vergeſſen! Wehe! Warum thuſt du mir das?

Mephiſtopheles Weißt du unſern Vertrag? Ich will dir an jenem Tage keinen Vorwand geben, daß du ungewarnt zur Hölle fahreſt.

Faust. Du drohst noch?

Mephistopheles. Wer ist dein Knecht?

Faust. Sclave!

Mephistopheles. Rühre dich nicht, wo du nicht Staub seyn willst! Ich will dich durchs ungebahnte Chaos reissen, daß stieben soll in die Winde, in die Wetter, dein Gebein und dann mit glühender Geissel jeden Staub wieder zusammen jagen, bis aufs Neu' unter meinen Hieben sich der harmvolle niedre Schurke bildet, der hier zu meinen Füßen kreucht.

Faust. Noch bin ich mein, kann dir entrinnen! Ich entsage dir.

Mephistopheles. Wär' mirs um deine Seele! Ein Athemzug! An dem Hauch des letzten Röchelns wollt' ich dich noch fassen, wärs auch mitten im Wege zum Himmel. Aber so entvölkert ist unsre Hölle noch nicht. Geh, krieche, verdien' es, ein Sclave zu seyn, Prahler; wir verachten dich. (Zieht den Contract hervor). Faust, unsichtbar den Augen aller Dieser sprech' ich mit dir. Wohlan, nimm diesen Quark! (Reicht ihm das Blatt; Faust greift darnach). Ich lache deiner; aber in dem Augenblick, als du's mit der Spitze eines Fingers berührest, sey wieder, was du warest, der herabgedrückte, elende, hungernde Bettler, wie ich dich vor zwölf Jahren mit zerrißnem filzigen Kleide, vom Elend zusammengeschrumpft, vor der Schwelle eines Klosters auflas, und ich will dann, eine spaßhafte Belohnung für zwölf Jahre Dienstes, dich so erniedrigen, so ekelnd tief, daß die Bedienten dieses Palastes dich wie einen räudigen Hund mit dem Absatz zurückstoßen und deine stolze geliebte Königin hier mit weggedrehtem Haupte auf deinen lumpichten Mantel dir ein Almosen zuwerfen soll. Komm, nimm!

Faust (fährt zurück). Millionen Qual und Elend auf dich, verrätherischer, giftiger Lügner!

Mephistopheles. Nimm, sag ich dir. Ha! ha!

Faust. Ich will nicht!

Mephistopheles (auf ihn zu). Zweymahl verdammt, oder nimm! Wählst du?

Faust. Wehe! Unglückselig, wer mit Teufeln spielt! (Schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, geht weinend ab).

Mephistopheles (ihm nachblickend).

Dich hab' ich gekannt! Ha ha ha! Sollt' ich den Pfeil nicht zersplittern, der mich verwundet? Wer hat Mitleid mit uns? Erlöschet, Sterne, über mir, daß ich mich aufschwinge im sterbenden Glanz. Dann, wann ich überm Höllengejauchze schwebend mich hinunterstürze mit ihm..... und das ist wieder ein Punct; und so setzen wir Punct an Punct und ruhen aus, daß uns die Ewigkeit nicht zu lang werde.

Klinger. Fausts Leben, Thaten und Höllenfart. 2. Aufl. Carlsruhe 1792. 8. S. 200 f., 217 ff.:

4. „Sie ritten beide die Landstraße hinan, und als sie noch einige Steinwürfe von der Stadt entfernt waren, sahen sie einen Galgen nah an derselben, an welchem ein schlanker, wohlgestalteter Jüngling hing. Faust blickte hinauf. Der frische Abendwind, der durch seine blonden, über sein Gesicht gefallenen Haare blies und ihn hin und her schaukelte, entdeckte Fausten seine jugendliche Bildung. Er brach bei diesem

Anblick in Thränen aus und rief mit bebender Stimme: „Armer Jüngling, in der ersten Blüthe des Lebens schon hier am verfluchten Holze! Was kannst du verbrochen haben, daß dich das Gericht der Menschen so früh verurtheilt hat?"

Teufel (mit ernstem und feierlichem Tone). Faust, dieses ist dein Werk!

Faust. Mein Werk?

Teufel. Dein Werk! Sieh ihn genau an — es ist dein ältester Sohn!

Faust blickte hinauf, erkannte ihn und sank vom Pferde.

Teufel. Schon jetzt vernichtet? So wirst du mich bald um die Früchte meiner Mühe bringen, die ich nur in deinem Jammer ernten kann. Winsle und stöhne, die Stunde naht, worin ich dir den dicken Schleier von den Augen reißen muß. Höre! ich will mit einem Athemzuge das verworrene Labyrinth weghauchen, in welchem du dich nicht finden konntest, dir Licht über die Wege der moralischen Welt geben und dir zeigen, wie gewaltsam du sie durchkreuzt hast. Ich, ein Teufel, will dir zeigen, mit welchem Rechte und Gewinn ein Wurm wie du sich zum Richter und Rächer des Bösen aufwirft und in die Räder dieser so ungeheuern und fest gestimmten Maschine greift. Langsam will ich dir alles zuzählen, damit das Gewicht eines jeden deines Frevels, einer jeden deiner Thorheiten schwer auf deine Seele falle. Erinnerst du dich des Jünglings, den ich auf deinen Befehl bei unseren Auszug aus Mainz vom Ersaufen retten mußte? Ich warnte dich, du wolltest dem Zuge deines Herzens gehorchen, vernimm nun die Folgen. Hättest du jenen Bösewicht ertrinken lassen, so würde dein Sohn nicht an diesem schändlichen Holze sein Leben verloren haben. Er, um deßwillen du durch die Führung des Schicksals verwegen griffst, nahte sich bald nach deiner Entfernung deinem jungen, verlassenen Weibe. Der Glanz des Goldes, das wir ihr so reichlich hinterlassen hatten, reizte ihn mehr, als ihre Jugend und Schönheit. Es war ihm ein Leichtes, das Herz der von dir Vernachlässigten zu gewinnen, und er machte sich in Kurzem so zum Meister davon, daß sie ihm ihre Führung und alles was sie besaß, überließ. Dein Vater wollte sich seiner Wirthschaft widersetzen, der junge Mann schlug und mißhandelte ihn, er suchte seine Zuflucht in dem Hospitale der Armen, wo er vor einigen Tagen vor Kummer über dich und deine Familie gestorben ist. Da ihn dein Sohn darauf mit heftigen Vorwürfen anfiel und ihm drohte, trieb er auch ihn aus dem Hause. Dieser irrte in der Wildniß herum, schämte sich zu betteln, kämpfte lange mit dem Hunger, stahl endlich in einer Kirche dieser Stadt einen Groschen von einem Opferteller, ihn zu stillen, that es aber so unvorsichtig, daß man ihn bemerkte, und der hochweise Magistrat ließ ihn aus Rücksicht seiner Jugend nur hängen, ob er ihnen gleich unter Thränen sagte: er hab in vier Tagen nichts als Gras verschlungen u. s. w.

Faust stieg den Galgen herauf und löste den Strick von dem Halse seines Sohnes, trug ihn auf das nahe Feld, das der Pflug frisch aufgerissen, grub mit seinen Händen unter Schluchzen und Thränen ein Grab und legte den Unglücklichen hinein. Hierauf trat er vor den Teufel und sprach mit wildem Tone: „Das Maß meines Jammers ist voll, zerschlage das Gefäß, das ihn nicht mehr fassen kann; aber noch habe ich Muth, mit dir um mein Leben zu kämpfen, denn ich will nicht sterben wie der Sklave, der unter der Gewalt seines Herren ohne Widerstand hinsinkt. Erscheine mir unter welcher Gestalt du willst, ich ringe mit dir. Um der Freiheit, der Unabhängigkeit willen zog ich dich aus der Hölle, am Rande der Hölle will ich sie behaupten, am Rande der furchtbaren Wohnung will ich noch meine Kraft gebrauchen

und fühlen, daß ich dich einſt an meinem Zauberkreiſe gefeſſelt ſah und dich zu geiſſeln drohte. Was du in meinen Augen ſiehſt, ſind Thränen der Verſtockung, Thränen grimmigen Unwillens — Teufel nicht du, mein eigenes Herz ſiegt über mich.

Teufel. Ekelhafter Prahler! mit dieſem Fleiſche reiß' ich dir die Maske ab, die mir Muth vorlügt und ſtelle dich hin in deiner elenden, ſchrecklichen Nacktheit. Die Rache rauſcht heran und Ewigkeit iſt ihr Name.

Er ſtand in Rieſengeſtalt vor ihm. Seine Augen glühten wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen ſich die untergehende Sonne abſpiegelt. Der Gang ſeines Athems glich dem ſchrecklichen Geſauſe des Sturms, der aus den aufgeriſſenen Klüften ſteigt, wenn die Kruſte der Erde vom innern Beben berſtet. Der Boden ächzte unter ſeinem ehernen Fuße, der Sturm ſauste in ſeinen fliegenden Haaren, die um ſein Haupt ſchwebten, wie der Schweif um den drohenden Kometen. Fauſt lag vor ihm wie ein Wurm, der fürchterliche Anblick hatte ſeine Sinne gelähmt und alle Kraft ſeines Geiſtes gebrochen. Dann faßte ihn Leviathan mit einem Hohngelächter, das über die Fläche der Erde hinziſchte, zerriß den Bebenden, wie der muthwillige Knabe eine Fliege zerreißt, ſtreute den Rumpf und die blutenden Glieder mit Ekel und Unwillen auf das Feld und fuhr mit ſeiner Seele zur Hölle.

8. Fauſt trat hervor — die raſende Verzweiflung rollte ſich in ſcheußlichen Zügen auf ſeiner Schattengeſtalt — er — wer kann den Frevel ausdrücken?

Alle Teufel bebten bei ſeinen Worten und erſtaunten über ſeine Vermeſſenheit. Seit der Entſtehung der Hölle herrſchte keine ſolche Stille in dem dunkeln furchtbaren Reiche der Wohnung ewigen Jammers, ewigen Geheuls. Fauſt unterbrach ſie und forderte den Satan zur Erfüllung ſeines Verſprechens auf.

Satan. Thor, wie kannſt du von mir erwarten, daß ich, der Herrſcher der Hölle, dir mein Wort halten ſollte, da man doch von den Gewaltigen der Erde wenige Beiſpiele hat, daß ſie es gehalten hätten, wenn dadurch nichts zu gewinnen war. Du Thor! der Vortheil des Reichs iſt auch in der Hölle das erſte Geſetz. — Fort, deine Gegenwart macht mich unruhig, und du beweiſeſt, daß der Menſch mehr zu thun fähig iſt, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den ſchrecklichſten Winkel der Hölle, dort ſchmachte er in düſtrer Einſamkeit und ſtarre hin vor der Betrachtung ſeiner Thaten und dieſes Augenblicks, der nie zu verſühnen iſt. Daß ihm kein Schatten nahe! Geh' und ſchwebe allein und verloren, eingeſchloſſen zwiſchen ausgebrannten Klippen, in dem Lande, wo keine Hoffnung, kein Troſt und kein Schlaf wohnen. Nur im Vergangnen, im Bewußtſein deines Wahnſinns und deines Frevels ſollſt du leben. —

Nach den Worten Satans ward Fauſts Geſtalt immer ſchwärzer und ſchwärzer. Die Züge der Menſchheit verloſchen. Ein düſtres, geſtaltloſes, ſcheußliches, ſchwimmendes Gewebe umſchlang ſeine Seele. Noch wüthete er; die Wuth ſchoß glühende Funken aus dem geſtaltloſen Gewebe und erleuchtete es. Zum letztenmale wüthete er.

Leviathan brüllte: Ich will ihn ergreifen, und mich nochmals an dem rächen, der mich gezwungen hat, die mir verhaßte Erde, das mir noch verhaßtere Deutſchland zu betreten. Und er ergriff mit eiſerner Hand das düſtre verzerrte Gewebe, ſamt der Seele Fauſts. Da goß ſich die gedrohte Qual über ihn aus und ein Stöhnen erſcholl aus dem Gewebe, daß, hätten es Menſchen mit Ohren, aus Fleiſche gebildet, vernommen, ihr Herz wäre bei dem Stöhnen erſtarrt und die Quelle ihres Lebens verſunken.

Noch stöhnte Faust aus dem düstren Gewebe unter Leviathans eiserner Hand. Als er mit ihm bei den heulenden Verdammten vorüberfuhr, fühlten sie bei dem schrecklichen Stöhnen zum erstenmal Mitleid mit einem Ihresgleichen, und vergassen das Geheul über ihren eignen Jammer. Noch schwebte das Gewebe und verlor sich nun tiefer und tiefer in die unendliche Ferne. Dann schleifte es Leviathan über die verbrannten Felsen hin, daß die noch glühende Asche unter ihm aufloderte — schwang sich mit ihm empor bis zu der ehernen Wölbung der Hölle, schleuderte ihn herunter und er sank in den einsamen Abgrund.

Belial ergriff die Seele Alexanders; eine Mischung von scheußlichen, widersinnigen Gestalten hatte sie umhüllt und ein so furchtbares Ungeheuer gebildet, daß die Verdammten, gewöhnt an scheußliche Gestalten, gleichwohl vor Entsetzen ihre Häupter in den glühenden, stinkenden Pfuhl tauchten, da Belial mit dem Papst bei ihnen vorüber fuhr.

Daß hiermit alle Poesie geradezu ins Gesicht geschlagen, unter die Füße getreten, vernichtet werde, wird keiner Erörterung bedürfen; ja man muß sich fast gewaltsam daran erinnern, daß dieß doch derselbe Stoff ist, aus welchem der Goethesche Faust hervorwuchs. Es ist aber allerdings derselbe Stoff und ein ewig fruchtbarer, an welchem noch manches Menschengeschlecht sich versuchen wird, versuchen muß, so lange noch echte, deutsche Dichterkräfte in ihm vorhanden sind: es gilt den Versuch, die dunklen Gründe der menschlichen Seele dichterisch zu belauschen, hinauf oder hinabzusteigen bis zur poetischen Anschauung des Anfanges des Bösen und des Todes.

So hat denn auch die junge Generation der Epigonen sich an diesem Gegenstande wiederholt versucht, meistens freilich ohne das fast völlig unentbehrliche Ingrediens der neuern Zeit, ohne den beinahe notwendigen Träger derselben, Faust, zu benutzen, folglich auch ohne gehörige Anlage und ohne die rechte Wirkung; meistens sind es biblische Schilderungen oder biblische Dramen, welche diesen Stoff behandeln, und des Namens kaum wert; doch wäre es unrecht, wollte ich nicht des Assur von Franke gedenken, welcher wenigstens in der Darstellung der Selbstvergötterung des Menschen etwas sehr Anerkennenswertes geleistet hat.

Die andere vorher berührte Seite dieser Richtung der Genieperiode, die Schilderung der Laster und Verbrechen, der Tyrannei und der Freiheit, ist poetisch bei Weitem unfruchtbarer, und kaum unter sehr beschränkten Bedingungen, für gewisse Zeiten und Zustände nämlich, berechtigt. Wie ganz diese Darstellung aus dem Gebiete der Poesie heraus in das der crass-stofflichen Behandlung falle, ist u. a. an

Klinger's Geſchichte Raphaels de Aquillas zu ſehn; der Held debutiert damit, daß er ſich eine namenlos gräßliche Geſchichte von der Blendung ſeines Vaters von dieſem ſeinem Vater ſelbſt erzälen läßt, und tritt auf der Folter zu Tode gemartert, vom Schauplatze ab. Doch wir brauchen nicht bei Klinger ſtehen zu bleiben, denken wir nur an Schiller's Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe. — Die Unwarheit aller dieſer Darſtellungen iſt das Gift, welches ſie mit zur Welt bringen, und welches ſie glücklicher Weiſe auch früh in ſich ſelbſt vertrocknen läßt.

Anders ſchon könnte es mit der Darſtellung der Freiheit ſein, wäre nur die Freiheit, wie ſie in den Poeſieen unſerer Genies erſcheint, etwas mehr als ein Phantom: daß unterdrückte, von einer fremden Nationalität zerquetſchte Völker bald in den rührendſten Klagetönen, bald in den Ausbrüchen des grimmigſten Haſſes, bald in dem Sturm des Kampfesmutes und im Jubel der Siegeshoffnung ſich vernehmen laßen, das iſt poetiſch berechtigt, wie irgend in der Welt etwas poetiſch berechtigt ſein kann, — aber ſchon in den Sinn eines ſolchen, uns fremden Volkes hinein zu dichten, wie dieß Platen verſucht hat (denn von den andern Polenbeſingern kann in poetiſcher Hinſicht gar nicht die Rede ſein) hat etwas Künſtliches und Abſichtliches, ja etwas Gereiztes, und eben darum wieder empfindlich Erkältendes. Vollends nun aber die ſogenannten Tyrannen im eignen Lande zu Gegenſtänden des poetiſchen Zornes und eine rein fingierte Freiheit zur Göttin der Poeſie zu machen, wie dieß jene genievollen Progonen thaten, und unſre genieloſen Epigonen thun, das iſt und bleibt poetiſcher Wahnſinn, auch ſelbſt dann, wenn nicht praktiſcher, politiſcher Wahnſinn zu Grunde läge.

Ganz poeſielos iſt endlich die mit der Freiheitsreimerei ſehr nahe zuſammenhängende und damals wie jetzt oft durch dieſelben Perſonen vertretene Freigeiſtspoeſie; kann es dieſe doch niemals weiter bringen, als zum Nein ſagen — vielleicht zu einem recht pikanten, zierlichen, epigrammatiſchen Neinſagen — alle Poeſie aber, alle wahre Poeſie, die geweſen iſt vom Anbeginn der Welt und iſt und ſein wird, ruhet auf einem aus der tiefſten Bruſt hervortönenden, freudigen, vollen und ganzen Ja, auf einem reichen, die Welt wie des Dichters Herz erfüllenden Inhalt, auf dem Haben und Genießen dieſes Inhalts,

und auf dem Bekenntnis und Zeugnis von diesem Besitztum und Genuß. Als einziges aber merkwürdiges Beispiel des formlosen Freiheitsschwindels der Geniezeit führe ich einen Namen auf, welcher manchen überraschen könnte: Fr. Leopold Graf Stolberg. Es gehören hierher sein:

Lied eines Freigeistes.

Wenn auf der Verzweiflung Wogen ich bin,
Treibt rund mich umher mein wilder Sinn,
Er treibet mich kreuz, er treibet mich quer
Durch Klippen und Sandbänke hin und her;

Und trieben nur vorwärts die Stürme mich weiter,
So würde mein Nachen mit Ehre zur Scheiter!
Zum Sturme ruf' ich! Sei mein Genoß!
Zum Strudel: Nimm' du mich in deinen Schooß!

Doch Sturm und Strudel hören mich nicht,
Kein Wetterstral sendet mir leuchtendes Licht,
Rund um mich schwimmt alles in Mitternacht,
Die mich unthätig und rasend macht!

Es drängen sich Welten in meiner Brust,
Entflammtes Verlangen, verderbende Lust
Zu kneten die Elemente zusammen,
Meer und Erde zu peitschen mit Flammen.

O wär' ich entfernt von Erd und See,
Hoch über Arkturs und Orions Höh!
Und sähe den Strom der Vernichtungen fließen!
Gleich Bächen den Himmel hinein sich ergießen.

Und säh' und hörte allüberall
Geschleuderte Trümmer und donnernden Fall
Und in den Himmelverschlingenden Wellen
Scheitern die Erden, die Sonnen zerschellen,

Und blieb' hohnlachend noch übrig allein
Und stürzte mich dann in die Wogen hinein,
Es deckte mich Mitternacht, Trümmer und Graus
Und feierlich spielt ich mein Possenspiel aus.

und sein:

Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Sonne, du säumst!
Sonne, du säumst!
Weilen dich kühlende
Wogen des Meeres?
Sonne, du säumst!

Kom herauf zu uns! Es harret
Dein ein freies Volk!
Wende deine Feuerblicke
Von den Sklavenvölkern ab!
Kom herauf zu uns! Es harret
Dein ein freies Volk!

Siehe ſie kömmt!
Siehe ſie kömmt!
Sie vergüldet die Berge,
Sie röthet den Hain,
Und ſilbern rauſchet der Strom in das finſtre Thal!

Wir ſahen dich einſt,
Rauſchender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt!
Bebend und bleich,
Wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht
Sich in deine wilden Wellen;
In die Felſenwälzenden Wellen
Stürzten ſich die Freien nach;
Sanfter wallten deine Wellen!
Der Tyrannen Roſſe Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut,
Färbte deine blauen Wellen,
Deine Felſenwälzenden Wellen!
Das Schilfblatt troſ
Und die Weide von der Erſchlagnen Blut!
Um den krauſen Dornſtrauch wickelte ſich das Gewand
Der Todten, wirrte ſich in ihm der Todten Haar!

An dem Hange des Felſen lag
Der Völkerdränger Karl mit ſtarrendem Arm;
Neben ihm ſchimmerte, zerſplittert, ſein Schwert,
Und über ihm wälzte ſich ſchwer ſein verwundetes Roß!
Es erſtickte der Läſterung Wort, und des Befehls,
In der bangen Bruſt;
Halbverlöſchend, noch wild, drehte ſich ſein Aug' und bat.
Jedes zückende Schwert, jeden gehobnen Arm um den Tod!

Aber verſagt ward ihm des Schwerts und der Tod des Arms!
Der Söhne Deutſchlands erbarmte nicht einer ſich ſein!
Zeichnete ſeine Stirne nicht Gottes Fluch?

Schwebte nicht, wie über das Aas der Adler ſchwebt,
Schwebte nicht ſo, ſichtbar, über ihm die Rache des Herrn?

Drei Tage lag er blutig, und drei Nächte ſo
Umflattert von der Raben Heer!
Die Zuckungen ſeiner Qualen ſcheuchten der Raben Heer;
Noch lebend ward er endlich nächtlicher Wölfe Raub!

Es fiel, ach! es fiel,
Heinrich fiel,
Jüngling und Held!
Es weinte die Mutter,

Weinten die Schweſtern;
Im Grame ſtarb ſein junges Weib!
Ach, in ihrem keuſchen Schooße
Starb mit ihr ein Heldenkind!
Oede trauern um die Sproſſe
Seines edlen Heldenſtammes
Remlings anmuthsvolle Thale
Und das alternde Kaſtell*).

Nicht einer entrann
Von der Sklaven Heer!
Wie der Sturm mit herbſtlichem Laube
Quellen des Thales bedeckt,
So bedeckte lang und breit der Strom
Des Sklavenheeres Leichnam!

Die Heerde floh
Und dürſtend das Roß vom blutigen Strom.
Kein Sohn des Waldes nahte ſich ihm;
Nur der Rabe trank und der Aoler und der Wolf!

Auf Bergen erſcholl der Sieger Geſang,
Und rollte freudige Donner ins Thal,
Geſänge der Jungfrauen tönten darein:
So flöten Nachtigallen
Beim Felſenquell.

Hoch ſchwingt, tief ſchwingt, wild ſich umher
Der Adler des Geſangs!
In Blutgefilden weilen Geier unter ihm, denn wir ſiegten oft.
Er eilet, er eilet, er ſchwebt
Ueber der letzten Schlacht mit ſteifem Fittig.

*) Die Mutter des Dichters war eine Gräfin zu Caſtell-Remlingen.

Es glühte der Mittag; es rann Heldenschweiß auf getretnes Gras;
Kühlung des Waldes umwehete nur den Feind.
Drei Stunden wankte zwischen uns und ihnen der Sieg,
Wie röthlich die Saat wanket auf Hügeln hin und her.
Da brachen hervor neue Schaaren aus des Waldes Höh,
Mit Waffengetös und lautem Geschrei!
Langsam, wie des Oceans Ebbe,
Wich der Freien linkes Heer!
Da sprengten hervor,
Auf schäumenden Rossen,
Wie zückende Blitze,
Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name, Reisige hinter ihnen her!
Wie der Rhein von jähen Felsen herab
Seine Donner stürzet und ewigen Schaum,
Mit des Adlers Eile, des Meeres Schall,
So die Heldenschaar auf den staunenden Feind!
Stolberg fochten und sanken dahin
Den schönen Tod,
Den blutigen Tod,
Den Freiheitstod!
Keine feige Klag' erschalle
Bei der Helden frühem Fall!
Einer ihrer Väter wünschte
Mit der heissen Jünglingsthräne
Sich schönen, blutigen Freiheitstod!
Zitternd floßen ins Silbergewebe
Der Harfe, die Thränen der Sehnsucht hinab.

Siehe, da sah er,
In heiliger Stunde,
Jenseit Jarhunderten,
Schlachten der Freiheit!
Sah die Heldenenkel fallen;
O wie schlug sein Herz für Wonne!
Sein heisse Thräne stürzte
In der Harfe Silbersturm!

Die Sonne war gesunken; der Abend
Kühlte mit röthenden Flügeln
Den alten Rhein;
Noch donnerte laut, noch blitzte die Schlacht!
Von Zinnen des Himmels
Schauten, durch purpurne Wolken,
Herrmann freudig, und Tell,
Luther und Klopstock freudig herab auf unser Heer!

Athmeten uns zu
Feſten Entſchluß,
Stärke der Götter und deutſchen Mut!
Die Feinde ſahn auf
Mit lechzenden Blicken
Zur ſäumenden Dämmrung:
Die Dämmrung kam;
Sie wankten, ſie wichen,
Sie goſſen ſich aus übers Gefild in zerſtreuter Flucht!
Wir goſſen uns nach
Mit triefendem Schwert!
Sie hofften, es würde ſie hüllen
Im faltigen Mantel
Die ſchwarze Nacht;
Siehe da gieng ihnen auf übers Sonnengebirg
Der zürnende Mond
Blutig und voll!

Verderbende Nacht!
Heilig und hehr
Dem freien Volke!
Mehr jedem Deutſchen, denn die Stunde der Geburt!
Heilig und hehr,
Wie in den Armen der errötheten Braut die ſüſſe Nacht!
Auf Bergen erſcholl der Siegergeſang!
Der Helden Geſang, der Freien Geſang!
Und rollte freudiger Donner ins Thal!
Geſänge der Jungfrauen tönten darein:
So rauſchen Waſſerfälle
Zum Donner des Meers am Felſengeſtad!
Du biſt frei! du biſt frei!
Deutſchland, frei!
Stolz ſtehſt du da unter den Nationen um dich her!
Wie der Brocken ſtolz, wenn der Morgenröthe Licht
Seine Scheitel röthet, noch finſter unter ihm
Liegen die Thale, und nur dämmern die Gipfel um ihn her!

Willkommen, Jahrhundert der Freiheit!
Großes Jahrhundert, willkommen!
Du ſchönſte Tochter der ſpätgebärenden Zeit!
Sie gebar dich mit Schmerzen, und ſprang ſtaunend auf,
Da geboren war das mächtige Kind!
Zitternd nahm ſie dich in den mütterlichen Arm;
Freudige Schauer rauſchten ihre Glieder hinab auf ihr Gewand;
Feierlich küßte ſie deine Stirn,
Und Prophezeiung entquoll ihren Lippen wie ein Strom:

„Tochter, du nimmſt hinweg deiner Mutter Schmach!
Rächſt deiner Schweſtern weinenden Gram!
Unwillig krümmte jede ſich hinab ins Grab;
Denn in Locken der Jugend hoffte jede zu führen dein Schwert,
Zu halten deine Wage, Vergelterin!
Schon lächelſt du ſtolz an deiner Mutter Bruſt,
Schon flammt dein blauer rollender Blick,
Schon greifeſt du mich ſtark an mit der zarten Hand;
Bald tönen um deine Wiege herum
Waffengetös und der Sieger Geſang!
Du wächſeſt ſchnell auf! ich ſehe dich ſchon
In ſchöner weiblicher Rieſengeſtalt,
Mit zückenden Wettern im vertilgenden Aug'
Mit wildhinſtrömendem goldnen Haar!
Donner entrollen deinem Fußtritt, und es ſtürzen dahin
Die Throne, in goldne Trümmer Tyrannen dahin!
Du gießeſt aus mit blutiger Hand der Freiheit Strom!
Er ergeußt ſich über Deutſchland; Segen blüht
An ſeinen Ufern, wie Blumen an der Wieſe Quell".

Dieſes letzte Gedicht iſt zugleich der unerlaßliche Commentar zu der von Goethe in ſeinem Leben ſo anmutig geſchilderten Scenen vom „Trinken des Tyrannenblutes", welches von Goethes Mutter in der Form von rothem Wein kredenzt wurde.

Das erſte Gedicht, ein ziemlich ſtarkes Vorſpiel zu der Philoſophie des Dieſſeits heutiges Tages, hat übrigens damals nicht wenig Verwandte; ein kleines Sprüchlein eines gewiſſen Unzer, der ganz in die Atheiſtencoterie der Genieperiode gehört, war lange Zeit als eine Art von Motto für die praktiſche Philoſophie des Dieſſeits gäng und gäbe, und würde dieſen Herren noch heute zu empfehlen ſein:

Quidam.

Verſenkt ins Meer der Ewigkeit
Verſchmäht er ſtolz dieß Tröpfchen Zeit;
Nur ſchmeckt ſein Meer ihm ſtets nach Salz und Laugen,
Indes wir an dem ſüßen Tröpfchen ſaugen.

Doch — ſcheiden wir von den Genies; denn noch mehr Belege, wie etwa aus Klingers Zwillingen oder Lenzens oder Wagners